DIE VAUDOUX: ROMAN

Gustave Aimard





Die Vaudoux.

Roman

von

Gustave Aimard.

Einzig berechtigte deutsche Uebersetzung.

Erster Theil.

Wien.
Tendler & Comp.
1868.

Die Vaudoux.

Erster Theil.



Herrn Edmund Pointel!

Mein Herr!

Ihnen verdanke ich die erste Anregung zu diesem Buche, Sie haben den Plan desselben entworfen, und mich, indem Sie mir die erforderlichen Documente lieferten, in den Stand gesetzt, es zu schreiben.

Ihnen verdanke ich einzig und allein den glänzenden Erfolg, welchen „die Vaudoux“ in dem Journal: „La Petite Presse“ errungen haben. Gestatten Sie mir daher, mein Herr! Ihnen dies Werk zu widmen, um Ihnen dadurch für Ihre geschickte und freundschaftliche Mitarbeiterschaft zu danken.

Ihr aufrichtig ergebener
Gustav Aimard.

Paris, 2. Juni 1867.

I.

Ein seltsamer Führer.

Während meines letzten Aufenthaltes in Mexico, vor ungefähr zwei und ein halb Jahren, d. i. gegen Ende des Jahres 1863 und Anfang des Jahres 1864 setzte mich der Zufall in die Lage, Herrn Joseph Colette, einem reichen Gutsbesitzer auf Haiti, einen ziemlich wichtigen Dienst zu leisten. Herr Colette, aus Leogano gebürtig, hatte sich durch sehr verwickelte Geschäftsinteressen genöthigt gesehen, nach Mexico zu reisen.

Zur Zeit, als ich Herrn Joseph Colette kennen lernte, war derselbe ein Mann von vierunddreißig bis fünfunddreißig Jahren, von hohem Wuchse und eleganten Manieren, dessen zwar gebräunte aber durchaus nicht bronzefarbenen Züge Feinheit, Redlichkeit und gute Laune, diese für die Mestizenrace so charakteristischen Eigenthümlichkeiten, verriethen.

Wir hatten uns zum ersten Male in Mexico bei einer Soirée bei dem englischen Gesandten getroffen und machten bei einem Ecartétische Bekanntschaft. Zwei Tage später waren wir befreundet, und als sich eine Gelegenheit bot, ihm nützlich zu sein, ergriff ich dieselbe mit Eifer; dann

gingen wir Jeder unsern Weg; ich reiste nach Sonora und er begab sich in die Terra caliente. Zwei Monate später traf ich ihn in Puebla de los Angelos, wo er sich wenigstens provisorisch niedergelassen zu haben schien; nichtsdestoweniger war aber einige Tage später in Vera-Cruz zu meinem größten Erstaunen Herr Colette der erste Mensch, dem ich auf der Straße begegnete.

Das Schicksal schien es darauf anzulegen, uns immer einander zuzuführen, wenn wir es am wenigsten vermutheten.

Sobald mich Herr Colette von weitem bemerkt hatte, lief er mit offenen Armen auf mich zu und drückte mir mit den lebhaftesten Freundschaftsbezeugungen die Hand.

„Was machen Sie hier?" fragte er mich, nachdem die ersten Begrüßungen ausgetauscht waren.

„Für den Augenblick nicht viel," erwiederte ich, „ich komme eben an."

„Werden Sie sich längere Zeit in Vera-Cruz aufhalten?"

„Meiner Treu! nein! so kurz als möglich, denn unter uns gestehe ich Ihnen im Gegentheil, daß ich eine entsetzliche Furcht vor dem Vomito habe."

„Was für ein Beweggrund führt Sie also hierher?"

„Ganz einfach, der sehr gerechtfertigte Wunsch nach Frankreich zurückzukehren. Das Packetboot geht in acht Tagen, und in einer Stunde werde ich meinen Platz auf demselben genommen haben."

„Thun Sie es nicht," erwiederte mir Herr Colette lebhaft.

„Warum nicht?"

„Weil ich Ihnen etwas Besseres vorschlagen kann.“

„Befindet sich im Hafen ein Schiff, welches in kürzerer Frist abfährt?“ rief ich freudig überrascht. „Alle Wetter! das wäre mir sehr gelegen.“

„Nein, das ist es nicht. Hören Sie mich an. Sie haben mit mir oft von San-Domingo gesprochen.“

„Allerdings.“

„Sie haben sogar mehrmals gegen mich Ihr Bedauern darüber ausgesprochen, daß Sie niemals Gelegenheit hatten, gründliche Studien über diese so schöne und so merkwürdige Insel zu machen, welche besonders in den Augen eines Franzosen ein großes Interesse haben muß.“

„Ganz richtig. Aber wo wollen Sie damit hinaus?“

„Hören Sie weiter. Ich habe ein Schiff zur Fahrt nach Leogano gemiethet; wir reisen in zwei Stunden ab, kommen Sie mit uns; ich biete Ihnen von ganzem Herzen unsere creolische Gastfreundschaft an, und Sie können auf Haiti bleiben, so lange es Ihnen dort gefällt.“

Ich schüttelte den Kopf mit dem Ausdrucke des Zweifels und ließ ein gedehntes „Hm!“ vernehmen.

„Sie haben dort alle Tage Gelegenheit, nach Europa zurückzukehren,“ fuhr er dringender fort, „es ist abgemacht, Sie reisen mit uns.“

„Ich gestehe,“ sagte ich, „daß das Anerbieten für mich verlockend ist.“

„Nicht wahr? Also Sie nehmen es an?“

„Ich weiß nicht, ob ich soll... ich habe Eile; gewisse Geschäfte verlangen gebieterisch meine Anwesenheit in Paris.“

„Pah! Pah! Die Geschäfte werden warten. Uebri-

gens ist es Alles in Allem nur ein Aufschub von ein paar Tagen, für den Sie mir, ich bin dessen gewiß, dankbar sein werden."

Ohne mir Zeit zu neuen Einwürfen zu lassen, wandte sich Herr Colette zu einem großen Neger mit harten Zügen und schlauem Blick, der wie ich wußte, in seinem persönlichen Dienste stand und nie auch nur einen Schritt von ihm wich, und rief ihm in freundschaftlichem Tone zu.

„Floreal," rief er, „ich bitte Dich, sei so gut und lasse das Gepäck dieses Herrn an Bord des Macandal bringen. — Das ist der Name des Schiffes, welches ich gemiethet habe," fuhr er gegen mich gewendet fort. — „Du wirst Julian sagen, daß eine Cabine für diesen Herrn neben der meinen hergerichtet werde."

Dann sich wieder zu mir wendend, fragte er mich: „Wo sind Sie abgestiegen?"

„Im Hotel de la Marine," antwortete ich mechanisch.

„Du hörst, Floreal," sagte Herr Colette, „das Gepäck dieses Herrn ist im Hotel de la Marine."

Herr Floreal betrachtete mich einen Augenblick mit finsterer Miene und ging dann, nachdem er ein Zeichen stummen Gehorsams gemacht, gemessenen Schrittes in das an dem Hafen gelegene Hotel de la Marine, vor welchem wir gerade standen.

Ich weiß nicht, warum dieser Floreal, dieser Neger mit den finsteren Zügen, dessen eigentliches Verhältniß zu Herrn Colette ich nicht kannte, der aber großes Vertrauen zu genießen schien, mir eine Abneigung einflößte, die durch nichts gerechtfertigt war.

Sein langsames und einförmiges Sprechen, sein süß-

liches Wesen, sein nervöses Lachen, welches einem Krampfanfalle glich, erregten mir einen förmlichen Schauer; wenn er sich in meiner Gesellschaft befand, so erregte seine lästige Unterwürfigkeit trotz aller Zuvorkommenheit, mit der er mich überhäufte, in mir eine fieberhafte Ungeduld, deren Ursache ich mir vergeblich zu erklären suchte, und die ich mir innerlich zum Vorwurf machte; denn niemals hatte ich diesem Menschen auch nur den leisesten Vorwurf zu machen.

Aber meine Abneigung war stärker als ich; er hatte etwas Glattes, Falsches und Zurückstoßendes in sich, über das ich nicht hinwegkommen konnte; er brachte auf mich den Eindruck eines Reptils hervor.

Wie mir Herr Colette versichert hatte, ging der Macandal noch an demselben Abend ab; es versteht sich von selbst, daß ich mich am Bord desselben befand.

Die Ueberfahrt war eben so schön als kurz; der Macandal war ein ausgezeichneter Segler.

Einige Tage später befand ich mich in San-Domingo und bei Herrn Colette sehr comfortabel installirt.

Ich will nichts über die Art und Weise sagen, in welcher ich in dem Schooße der liebenswürdigen Familie, bei welcher ich drei Monate zubrachte, behandelt wurde.

Die creolische Gastfreundschaft ist mit Recht berühmt, sie übertrifft alle Vorstellungen.

Aber da es sich hier nicht um mich handelt, sondern da ich nur der getreue und wahrhafte Geschichtsschreiber eines furchtbaren Ereignisses sein will, in dem ich beinahe eine Rolle gespielt hätte, und dessen entsetzliche Peripetien sich so zu sagen vor meinen Augen entwickelt haben, so er-

suche ich den Leser um Erlaubniß, vorläufig meine nicht sehr interessante Persönlichkeit bei Seite zu lassen, und geradenwegs auf meine Erzählung loszugehen.

Vor allem aber einige Worte über San-Domingo. Diese Insel, welche am 6. December 1492 von Christoph Columbus entdeckt wurde, gilt nach dem allgemeinen Urtheile für die schönste der Antillen; sie hat siebenhundert Kilometer Länge auf eine mittlere Breite von hundertundzwanzig Kilometer, und vierzehnhundert Kilometer im Umfange ohne die Buchten und einen Flächeninhalt von sechszehnhundert Quadrat-Kilometer.

Der Anblick dieser Insel vom Meere aus an einem ruhigen Morgen bei Sonnenaufgang gesehen, ist bezaubernd; man möchte sie für einen ungeheuren Blumenstrauß halten, der aus dem Schooße des atlantischen Meeres emporsteigt.

Ich will nicht die Geschichte von San-Domingo schreiben; da dieselbe hinreichend bekannt und überdies für unsere Erzählung ohne Bedeutung ist. Ich begnüge mich damit, zu constatiren, daß dieses Land seit seiner Unabhängigkeitserklärung trotz der häufigen Umwälzungen, welche seinen Boden erschüttert und mit Blut überschwemmt haben, rasche Schritte auf dem Wege der Gesittung gemacht hat. Diese so heftig und leidenschaftlich angegriffene schwarze Race schien in San-Domingo ihre Verleumder in glänzender Weise Lügen strafen zu wollen, indem sie ihre Anstrengungen verdoppelte, um auf gleiche Höhe mit den andern Racen des alten Europa zu gelangen.

In der schwarzen Bevölkerung lebt ein Grundzug von

Ehrlichkeit, der Alle überrascht, die in der Mitte derselben zu leben berufen sind.

Es ist eine merkwürdige und den Schwarzen sehr zur Ehre gereichende Thatsache, daß der Raub in diesem Lande unbekannt ist. Man kann die ganze Insel ohne Escorte durchreisen, und der Reisende findet, selbst wenn er mit Gold beladen wäre, in den entferntesten Gemeinden, ja selbst in den Schluchten der Gebirge dieselbe Sicherheit wie in den Straßen von Port-au-Prince.

Nichtsdestoweniger muß man eingestehen, daß diesem Volke der moralische Sinn fehle, da es die Familie nicht auf der geheiligten Grundlage der Ehe zu errichten im Stande war. Mit großer körperlicher Kraft ausgerüstet, vergeudet es dieselbe im Müßiggange und im Mißbrauch des Tafia (Zuckerbranntweins).

Noch ernster aber ist Folgendes: Dieses Volk besitzt religiöses Gefühl; aber dieses sittliche Element geht in albernem Aberglauben verloren, und die Bewohner von Haiti lassen sich von einer gierigen Rotte von Charlatanen und Zauberern, von Amuletverkäufern, von Kerzenverbrennern und von den schlimmsten unter allen, von den Anbetern des Gottes Vaudou, den Lieblingen der Eidechse, leiten und ausbeuten.

Es giebt dagegen nur ein Mittel: den öffentlichen Unterricht. Wenn der Geist gebildet wird, beginnt die Civilisation.

Wir wiederholen es, die schwarze Race hat einen großen Schritt vorwärts auf dem Wege der Civilisation gemacht, und, obgleich noch weit zurück, beginnt sie doch schon, Dank ihren unaufhörlichen Anstrengungen, das Ziel

zu erblicken, welches sie erreichen will, und welches sie, wir sind fest davon überzeugt, auch erreichen wird, wenn sie standhaft auf diesem freisinnigen Wege beharrt.

An dem Tage, an dem unsere Erzählung beginnt, d. i. am 9. November 1863, lastete eine drückende Hitze auf der ungefähr fünfundzwanzig Kilometer von Port-au-Prince gelegenen Stadt Leogano; große schwärzliche, mit Elektricität geladene Wolken erstreckten sich von einem Ende des Horizonts zum andern, ohne daß selbst beim Untergang der Sonne ein Lufthauch die vor Hitze vergehende Erde erquickt hätte.

Dumpfes Gemurmel erhob sich von den Hügeln und rollte dahin, vom Echo vervielfältigt und begleitet von dem gellen Tone fernen Donners.

Das Meer, schwarz wie Tinte, erhob sich von einer unterirdischen Erschütterung bewegt in öligen Wogen und brach sich dumpf anschlagend in unheilverkündenden Klagelauten an den Felsen des Strandes. Alles dies verkündigte einen nahen Wirbelwind, diese Geißel von San-Domingo.

Die Bewohner von Port-au-Prince empfanden unwillkürlich den Einfluß dieses allgemeinen Unbehagens der Natur und blieben in ihren Häusern eingeschlossen.

Nichtsdestoweniger erklang das kiesige Pflaster der Inselhauptstadt gegen acht Uhr Abends von Pferdehufen, und ein Reiter, sorgfältig in die Falten eines weiten Mantels gehüllt und die Krempen seines Hutes über die Augen herabgeschlagen, ohne Zweifel, um nicht erkannt zu werden, verließ die Stadt, und schlug in scharfem Trabe den Weg ein, welcher von Leogano nach Port-au-Prince führt.

Die Finsterniß war vollkommen, und trotzdem der

Reiter seinen Weg genau zu kennen schien, konnte er nur mit der größten Schwierigkeit sein Pferd lenken.

Nachdem derselbe, gleichsam blindlings ungefähr dreiviertel Stunde geritten war, bog er zur Rechten ab, verließ die Hauptstraße und schlug entschlossen einen gewundenen Seitenweg ein, der, kaum breit genug für sein Pferd, von Tamarinden eingeschlossen, gegen das Gebirge führte.

Plötzlich hielt der Reiter an, und schien aufmerksam auf ein nur für ihn vernehmbares Geräusch zu horchen. Nachdem er so zwei oder drei Minuten unbeweglich, den Körper nach vorwärts gebeugt, geblieben war, schien er sich überzeugt zu haben, daß er sich nicht irre, denn er richtete sich wieder auf, und sagte laut gleichsam zu sich selbst sprechend:

„Wahrscheinlich habe ich mich geirrt, denn ich bin hier nicht im Tamarindenwald."

„Sie sind im Tamarindenwald," lispelte ihm eine, wie ein Lufthauch leise Stimme in's Ohr. „Die, die Sie suchen, erwartet Sie."

„Ich danke," erwiederte der Unbekannte, ohne in Erstaunen zu gerathen. „Wie so wissen Sie aber, daß ich Jemand suche, und wer sind Sie, den ich nicht sehe, obgleich er zur mir spricht?"

„Was liegt Ihnen daran, wer ich sei, wenn ich Ihnen einen Dienst leiste."

„Das ist richtig, das geht mich nichts an," erwiederte der Reiter. „Sie sind also beauftragt, mich zu ihr zu führen."

„Ja, wenn Sie es wagen mir zu folgen."

„Ich werde Alles wagen, um sie zu sehen. Sprechen Sie, was soll ich thun."

„Die Nacht ist finster," erwiederte die Stimme in geheimnißvollem Tone; „der Geist der Berge zieht über die Wildbäche und die gezackten Felsen; fühlst Du nicht den Muth in Deiner Brust sinken?"

„Wer Du auch seist, gieb diese Sprache auf, die mich nicht einschüchtern kann," erwiederte entschlossen und mit einer Bewegung der Verachtung der Unbekannte, „Du hast Dich angeboten, mir als Führer zu dienen, da bin ich; ich warte."

„Bist Du bereit, allen Gefahren zu trotzen, auch denen, mit welchen Dich der Zorn der Luftgeister bedroht?" fragte der unsichtbare Sprecher mit pfeifender und spöttischer Stimme.

„Ich fürchte nichts," erwiederte der Andere, „nichts, als sie nicht zu sehen."

„Gut, Du bist muthig, Du sollst sie sehen. Steige von Deinem Pferde, dessen Du vorläufig nicht bedarfst, und das Du wiederfinden sollst, wenn es Zeit sein wird."

Ohne zu zaudern, stieg der Unbekannte ab, und warf die Zügel auf den Hals des Thieres.

„Ich bin bereit, wo bist Du?"

Folge diesem Leuchtkäfer, welcher wie ein Irrlicht vor Dir hertanzt," sagte die Stimme in demselben geheimnißvollen Ton, „er wird Dich an Dein Ziel führen."

„Wohlan, vorwärts!" erwiederte der Unbekannte.

Und ohne sich weiter um sein Pferd zu kümmern, dessen sich eine unsichtbare Hand bemächtigt hatte, und das sich, wie er hörte, eiligen Laufes rasch entfernte, ging der

Unbekannte auf den Leuchtkäfer zu, welcher, wie es ihm die Stimme vorhergesagt hatte, sich in Bewegung setzte, gleichsam um ihn zu führen.

In demselben Augenblicke erhellte ein grünlicher Blitz die Finsterniß und ein furchtbarer Donnerschlag ertönte.

Der Wirbelwind begann.

Der Unbekannte drückte seinen Hut fest auf den Kopf, hüllte sich sorgfältig in seinen Mantel ein, und verfolgte entschlossen seinen Weg, geführt von dem phantastischen Lichte des Leuchtkäfers, welcher sich immer in derselben Entfernung von dem Wanderer befand, mochte derselbe seinen Schritt auch noch so sehr beschleunigen.

II.

Die Schenke.

In der Mitte einer Gruppe von Mahagonibäumen, Tamarinden und Wolldornen, umgeben von allen Seiten von ungeheuren Bambussträuchen, welche eine undurchdringliche lebende Hecke bildeten, erhob sich eine elende Hütte, eine sogenannte Ajoupa, welche am Rande eines schmalen Pfades lag, der vollständig von steilen Abhängen eingeschlossen war.

Diese Hütte gehörte einer alten Negerin, deren eingestandenes Gewerbe darin bestand, den seltenen Reisenden, welche der Zufall oder ihr böses Geschick in diese wenig gesuchten Gegenden führte, zu trinken und, wenn sich die Gelegenheit bot, auch zu essen zu geben, die aber in Wirklichkeit mit diesem Gewerbe noch zwei oder drei andere viel

weniger anständige verband, als da sind: Kartenaufschlagen, Zaubersegen sprechen, Liebestränke verkaufen, und noch ein Gewerbe, dessen Namen eine Feder, die sich selbst achtet, nicht niederschreiben kann.

Diese Negerin, Namens Roseïde Sumera lebte allein oder schien wenigstens allein in dieser Hütte zu leben, die der gewöhnliche Sammelplatz aller schlechten Subjecte unter den Negern, Quarterons und Mestizen war; man kannte ihre Eltern nicht, sie hatte auf zehn Meilen in der Runde einen fürchterlich schlechten Ruf, sie war von allen ihren Nachbarn gehaßt und gefürchtet, so daß dieselben voll Schrecken lieber einen Umweg machten, als vor ihrer Hütte vorbeigingen, da sie fürchteten, sie könnte sie verzaubern.

Roseïde Sumera mußte, so weit man überhaupt ihr Alter berechnen konnte, wenigstens fünfzig Jahre alt sein.

Man sagt, sie sei in ihrer ersten Jugend außerordentlich schön gewesen, und man flüsterte sich ganz leise zwei oder drei düstere Geschichten zu, deren Heldin sie gewesen, und in welchen Mord, Brandlegung und Vergiftung eine Hauptrolle spielten.

Aber die Furcht, welche dieses Weib einflößte, war so groß, daß, obgleich die Verbrechen, deren man sie beschuldigte, fast ein öffentliches Geheimniß waren, Niemand wagte, sie anzuklagen und daß alle Leute ihrer Klasse tiefe Hochachtung für sie hegten, oder dieselbe wenigstens heuchelten, ein Beispiel, welches die Pflanzer der besseren und gebildeteren Klasse aus Schwäche oder Sorglosigkeit nachahmten, und wodurch ihr eine Straflosigkeit gesichert wurde, welche sie mit empörendem Cynismus zum Nach-

theile aller Unglücklichen ausbeutete, welche ihr böses Geschick mit ihr in Verbindung brachte.

An dem Tage, an dem unsere Geschichte beginnt, zwischen zehn und eilf Uhr Abends, während der Wirbelwind draußen heulte, hundertjährige Bäume entwurzelte und die Bäche in Ströme verwandelte, flammte diese Schenke wie der Eingang zur Hölle, und man hörte durch die schlecht geschlossene Thür die rauhen Stimmen trunkener Zecher, welche im Chore sangen oder vielmehr brüllten.

Vier Individuen von sehr verdächtigem Aussehen, in zerlumpten Kleidern, waren um den hinkenden Tisch auf Bänken gelagert und tranken Tafia in vollen Zügen.

Diese vier Männer, deren Gesichtszüge durch den Ausdruck des Stumpfsinns, den die Trunkenheit ihrem Antlitze aufdrückte, noch abstoßender wurden, und auf welche die Flamme der qualmenden Lampe, welche den Saal erleuchtete, bei jedem launenhaften Windstoße fantastische Reflexe warf, waren, so weit man dies beurtheilen konnte (denn nichts ist schwieriger, als das Alter eines Negers genau zu bestimmen) noch jung, groß und von athletischem Körperbau. Sie hatten ungeheure Knittel statt Stöcke neben sich stehen, und lange Messer mit gerader und breiter Klinge, ließen, obgleich halb versteckt, bei der geringsten Bewegung, ihre hornenen Handgriffe unter der zerlumpten Kleidung hervorblicken, die schwerer zu beschreiben sein dürfte, als die der phantastischen Bettler Callot's.

Im Hintergrunde des Saales, halb versteckt durch eine Art von Rohrschirm, saß Rosöide Sumera an einem kleinen Tischchen, auf welchem sich zwei mit einem Tama-

rindenaufguß gefüllte Gläser befanden, und sprach mit leiser Stimme mit einer jungen Mulattin, der sie Karten aufgeschlagen zu haben schien, denn sie hielt noch ein Spiel fettiger Tarrockkarten in der Hand, mit welchen sie während des Sprechens mechanisch spielte.

Das junge Mädchen, welches man nach der Regelmäßigkeit und Reinheit seiner Züge leicht für eine Weiße hätte halten können, wenn nicht die Kupfer- oder vielmehr Goldfarbe ihrer Haut ihren Ursprung verrathen hätte, zählte kaum fünfzehn Jahre, und war von jener jungfräulichen Schönheit, welche Achtung gebietet.

Alles an ihr war niedlich und anmuthig, ihre großen, sanften und träumerischen Augen waren von langen seidenen Wimpern verschleiert, und hefteten sich manchmal mit dem Ausdrucke schlecht verhehlten Schreckens auf die vier Neger, welche in dem Gemache saßen.

Das Seidentuch, welches ihren Hals bedeckte, war nicht mit jener schamlosen Frechheit gebunden, welche die Mulattinnen einer gewissen Klasse kennzeichnet, es verhüllte züchtig ihre Schultern, und sie hatte in dieses so reizende und so herausfordernde Costume der farbigen Mädchen, etwas Züchtiges und Anständiges zu legen gewußt.

Ihr sanft geneigter Kopf ruhte auf einer ihren reizend geformten Hände, und sie hörte der Alten zu, indem sie ihren Ellbogen auf den Tisch stützte.

Einer der Zecher erhob sich und machte der Negerin ein gebieterisches Zeichen. Diese folgte diesem stummen Rufe mit der Behendigkeit einer Katze.

„Nun,“ fragte die Negerin, „braucht Ihr Tafia?“

„Nein, wir haben noch genug.“

„Was willst Du also?“

„Mit Dir plaudern,“ erwiederte der Schurke mit unheimlichem Lachen.

„So,“ erwiederte sie ironisch, „nun wohl, so rede, ich höre Dir zu.“

„Er bleibt lange aus,“ erwiederte der Mann mit leiser Stimme, indem er einen giftigen Schlangenblick auf das junge Mädchen warf.

„Die Stunde hat noch nicht geschlagen.“

„Das Wetter ist entsetzlich, die Straßen unwegsam, er wird Furcht bekommen haben.“

„Er? Furcht?“ erwiederte sie spöttisch, „man sieht, daß Du ihn nicht kennst.“

„Du glaubst also, daß er kommen wird?“

„Ich bin überzeugt davon.“

„Nun wohl. Dann wird's einen Spaß geben.“

„Nehmt Euch in Acht, Ihr seid nur Eurer vier.“

„Das ist mehr als genug gegen einen einzelnen Mann.“

„Vielleicht! Aber ich habe Dir gerathen, mehr Leute mitzubringen.“

„Pah! ein gnädiger Herr! Mit dem werden wir doch fertig werden.“

„Verlaß Dich nicht zu sicher darauf, und vor Allem erinnere Dich, daß ich für den Augenblick nicht will, daß Ihr die Kleine anrührt.“

„Schon gut, schon gut!“ erwiederte der Neger murrend, „man wird sie nicht anrühren.“

„Sonst werde ich böse und Du weißt...“

„Ich sage Dir ja, daß Du ruhig sein kannst.“

„Nun wohl, wir wollen sehen. Sonst hast Du mir nichts zu sagen?"

„Sonst nichts, Du kannst wieder zu Deinem niedlichen Täubchen gehen."

In diesem Augenblicke wurden zwei Schläge gegen die Thür geführt, daß sie in ihren Angeln erbebte.

„Oeffne," sagte der Bandit, indem er wieder seinen Platz einnahm, und dann rief er zu seinen Gefährten gewendet: „Achtung!"

Die Alte machte gegen das junge Mädchen ein Zeichen des Einverständnisses, wie um dasselbe zu beruhigen, und schritt dann der Thür zu.

„Wer ist draußen," fragte sie, die Hand auf dem Drücker des Schlosses.

„Ein Reisender, scholl es von draußen als Antwort."

„Es ist sehr spät, geht Eures Weges," erwiederte die Alte, „zu dieser Stunde kann ich nicht öffnen."

„Macht nicht so viel Worte, das ist kein Wetter, um einem Reisenden ein Obdach zu verweigern."

„Ich wiederhole Euch, daß ich Euch nicht aufnehmen kann, geht Eures Weges."

„Ich bin der, den Ihr erwartet, öffnet augenblicklich, wenn Ihr nicht wollt, daß ich die Thür in Trümmer schlage," donnerte eine rauhe und drohende Stimme.

Die Alte warf einen Blick auf den Tisch, an welchem die vier Neger saßen.

Diese hatten sich halb erhoben, und hielten in der einen Hand ihre furchtbaren Knittel und in der anderen ihre langen scharfen Messer, sie hatten den Körper vor-

wärts gebeugt und ihre Augen funkelten, wie die des Tigers, wenn er zum Sprunge ansetzt.

„Das ist seltsam," sagte der Neger, welcher früher mit der Alten gesprochen hatte, „ich erkenne seine Stimme nicht."

„Die Furcht macht Dich verwirrt, mein Junge!" erwiederte die Alte höhnisch.

„Ich Furcht?" sagte der Neger mit unheimlichem Lachen, „Du sollst sehen, ob ich Furcht habe, alte Hexe."

Das junge Mädchen hatte die Hände gefaltet, und lehnte sich zitternd und halb bewußtlos mit dem Rücken an die Mauer, um nicht umzusinken.

„Achtung ihr Bursche," rief der Neger.

„Wollt Ihr öffnen?" tönte eine gebieterische Stimme von außen.

Nachdem die Alte einen letzten Blick auf ihre entsetzlichen Mitschuldigen geworfen hatte, öffnete sie schnell die Thür und trat rasch zur Seite.

Die vier Strolche wollten vorwärts stürzen, wichen aber plötzlich mit einem Schreckensgeheul zurück.

Auf der Schwelle der Thür, die ihm gewissermaßen als Rahmen diente, erschien plötzlich ein kaum fünfundzwanzig Jahre alter Mann von hoher Gestalt und männlicher Schönheit, dessen Haare im Winde flatterten, der seinen Mantel zurückgeschlagen hatte, und der nun mit ruhiger, hochmüthiger, spöttischer Miene dastand, in jeder Hand einen sechsläufigen Revolver haltend.

Dieser Mann mit dem blassen Antlitze, dem schwarzen Barte und Haupthaar hatte, wie er beleuchtet von den grünlichen Blitzen, die ohne Unterlaß niederzuckten dastand, in seinen Zügen einen so sardonisch überwältigenden Aus-

druck, daß in dem Saale, in dem es einige Minuten früher so lärmend hergegangen war, das Schweigen des Todes herrschte.

Als sie ihn erblickte, hatte die junge Mulattin einen Schmerzensschrei ausgestoßen und ihr Gesicht in den Händen verborgen.

Der Unbekannte warf, ohne einen Schritt vorwärts zu thun, einen magnetisirenden Blick auf die Banditen.

„Die Waffen gesenkt," rief er in befehlendem Tone.

Die Knittel, die Säbel und die Messer fielen klirrend auf den Boden nieder.

Die vier Neger waren bestürzt und zitterten wie furchtsame Kinder, ihre Zähne klapperten wie im Fieber, ihre Gesichter, vom Schrecken entstellt, hatten jene graue und erdfarbene Tinte angenommen, welche man die Blässe der Neger nennen könnte.

Der Unbekannte trat mit langsamen Schritten in den Saal, dessen Thür er aber immer beherrschte, und ging gerade auf die Banditen los, die in dem Maße, als er vorwärts schritt, zurückwichen.

„Ich kenne Euch nicht, und ich will Euch nicht kennen," sagte er mit schneidender Stimme. „Fort! hinaus mit Euch Allen. Ich verschmähe es, Euch der Gerechtigkeit zu überliefern."

„Sie kennen uns nicht, Herr von Biragne," sagte in spöttischem Tone der Neger, welcher der Anführer seiner Gefährten zu sein schien, aber wir kennen Sie, Sie dessen Familie in der verfluchten Zeit der Sclaverei unsere Väter durch so lange Jahre tyrannisirt hat. Heute sind wir

freie Männer und wir wissen, wie man sich an einem Weißen rächen kann."

„Versucht es Elende!" erwiederte achselzuckend der junge Mann.

„Auf Wiedersehen Herr Louis de Birague," sagte der Neger mit unheimlichem Lachen.

„Hinaus," wiederholte der Neueingetretene mit einer Geberde unaussprechlicher Verachtung.

„Ich gehe, aber erinnern Sie sich, daß Sie uns wie wilde Thiere behandelt haben, indem Sie uns, ohne eine Herausforderung von unserer Seite, beleidigten und bedrohten; es ist also ein Kampf wilder Thiere, den wir gegen Sie führen werden. Auf Wiedersehen, mein Herr, ich lasse Sie mit ihrer schönen und unschuldigen Braut allein."

„Elender!" rief der junge Mann, indem er auf den Neger losstürzte.

Aber dieser war mit einem wahren Tigersatze aus der Hütte gesprungen und war sogleich verschwunden.

Man hörte nur noch sein höhnisches Gelächter.

Die alte Negerin näherte sich nun dem jungen Manne.

„Mein Herr," sagte sie mit unterwürfiger Stimme, „Gott hat Sie hierhergesandt, um ein schreckliches Unglück zu verhüten."

„Schweig, elende Megäre," rief Herr von Birague, indem er die Alte mit Entrüstung von sich stieß, „glaubst Du, ich weiß nicht, daß Du diesen erbärmlichen Fallstrick gelegt hast."

Die Alte senkte den Kopf und zitterte an allen Gliedern, als sie sich so unbarmherzig entlarvt sah.

Herr von Birague steckte seine Pistolen in den Gürtel und sagte, indem er sich dem jungen Mädchen näherte, welches seit dem Beginne dieser Scene unbeweglich geblieben war, als ob der Blitz es getroffen hätte, mit einem Ausdrucke herzzerreißender Trauer.

„O mein Fräulein, müssen wir uns in einer solchen Höhle begegnen?"

Ein krampfhaftes Schluchzen schien die Brust des jungen Mädchens zerreißen zu wollen.

„Verzeihung", murmelte sie mit von Schmerz und Scham gebrochener Stimme, indem sie sich fast bewußtlos auf eine Bank niedersinken ließ.

In diesem Augenblicke hörte man draußen einen Schuß, und ein Mann stürzte entsetzt und bleich, eine noch rauchende Pistole in der Hand haltend in die Hütte.

Dieser Mann war Herr Joseph Colette.

III.

Während des Wirbelwindes.

Die erste Sorge Herrn Joseph Colette's, als er die Hütte betrat, bestand darin die Thür fest zu verrammeln, indem er vor derselben Stühle, Bänke und Tische über einander thürmte, dann, nachdem er seine Pistole wieder geladen, und sie in seinen Gürtel gesteckt hatte, wo sich noch eine zweite befand, näherte er sich lebhaft Herrn von Birague, dem er mit Wärme die Hand drückte, und rief mit dem Ausdrucke einer Freude, über deren Aufrichtigkeit man sich unmöglich täuschen konnte.

„Gelobt sei Gott, mein Freund, der mich sie gesund und unverletzt finden ließ."

„O mein theurer Joseph," erwiederte lachend Herr von Biragne, indem er sich so vor das junge Mädchen stellte, daß er dasselbe fast ganz verbarg, „haben Sie auch zufällig geglaubt, daß ich todt sei?"

„Nein, aber ich gestehe Ihnen, daß ich fürchtete, es sei Ihnen ein Unglück zugestoßen."

„So? So? Und warum fürchteten Sie das?"

„Weil Sie sich diesen Abend wie ein Wahnsinniger benommen haben."

„Ich danke schön," erwiederte der junge Mann, indem er versuchte seinen Freund in einen anderen Theil des Saales zu ziehen, während er der Negerin ein Zeichen des Einverständnisses gab, wie um ihr das junge Mädchen anzuempfehlen. „Mein Lieber," fügte er lachend hinzu, „ich begreife Ihre Besorgniß nicht in einem Lande, in welchem die Ehrlichkeit der Bewohner sprichwörtlich geworden ist."

Herr Colette schüttelte zwei oder dreimal traurig den Kopf.

„Die Verhältnisse sind in diesem Augenblicke sehr verändert."

„Sie erschrecken mich."

„Lachen Sie nicht, mein Freund, ich versichere Sie, daß das, was ich Ihnen zu sagen habe, sehr ernsthaft ist, und die größte Aufmerksamkeit verdient."

„Ich bitte erklären Sie sich."

Der Mestize warf einen forschenden Blick rings umher.

„Der Ort, an dem wir uns befinden," erwiederte er, „ist für solche Erklärungen nicht günstig. Begnügen Sie

sich für den Augenblick zu wissen, daß Sie vielleicht ohne daß Sie selbst eine Ahnung davon hatten, den größten Gefahren ausgesetzt waren."

„Ah, Verzeihung, Sie erinnern mich eben daran, wie kommt es, daß Sie so unvermuthet hierherkamen! und noch dazu mit der Pistole in der Hand eintraten?"

„Sie können sogar hinzufügen, daß ich diese Pistole einige Schritte vor dieser Hütte abgeschossen habe."

„Sind Sie angegriffen worden?"

„Ich weiß es nicht, ich habe in den Büschen ein verdächtiges Geräusch gehört, ich habe zwei funkelnde Augen wie brennende Kohlen mitten unter dem Blätterwerk flammen gesehen, ich glaube sogar einen Stein an meinem Ohre vorbeipfeifen gehört zu haben."

„Und dann?"

„Dann habe ich geschossen; alsogleich erhob sich ein großer Lärm in dem Dickicht, es klang wie ein hastiges Laufen und wie ein unterdrückter Schrei, und meiner Treu! da ich die Thür dieser Hütte offen sah, so bin ich eingetreten, und habe mich verbarricadirt, um nicht ohne Vertheidigung in dieser Mörderhöhle überrumpelt zu werden."

„Schön, das erklärt einen Theil von dem, was ich wissen wollte, aber ich erfahre daraus noch immer nicht, wohin Sie gingen."

„Wohin ich ging?"

„Ja?"

„Nun wohl, ich kam hierher."

Herr Joseph Colette, dessen sich seit einigen Augenblicken eine lebhafte Unruhe bemächtigt zu haben schien, und dessen Blicke unaufhörlich in der Ecke hafteten, wo sich die

beiden Frauen befanden, verließ bei diesen Worten plötzlich seinen Freund, stürzte auf die junge Mulattin zu, faßte sie bei beiden Händen, und zwang sie, den Kopf emporzuheben.

„Es war wahr!“ rief er voll Erstaunen, „sie, sie hier!“

„Mein Bruder,“ lispelte das junge Mädchen.

„Schweige!“ rief er ihr mit donnernder Stimme zu, und dann die Hand des Herrn von Birague fassend, sagte er schmerzlich: „Also Sie verriethen mich?“

„Ich,“ rief der junge Mann überrascht, „aber ich wußte ja nicht . . .“ Er vollendete den Satz nicht, und schwieg plötzlich, da ihm einfiel, wie compromittirend, das was er sagen wollte, für die Schwester seines Freundes war.

„Nun?“ fragte Herr Joseph Colette gebieterisch.

„Nun wohl,“ erwiederte jener kaltblütig, „hier ist nicht der Ort, an dem ich Ihnen Erklärungen geben kann.“

„Gut,“ erwiederte Colette, „aber ich fordere diese Erklärung, ich muß sie haben.“

„Ich werde Sie Ihnen geben.“

„Sie schwören es mir?“

„Bei meiner Ehre!“

„Bei Ihrer Ehre!“ wiederholte Colette mit Bitterkeit, indem er erst den jungen Mann und dann das junge Mädchen betrachtete.

„Mein Herr,“ sagte Herr von Birague mit Würde, „Sie beeilen sich zu sehr, diejenigen für schuldig zu halten, deren Unschuld anzuerkennen, Sie später gezwungen sein werden.“

„Gebe Gott, daß ich mich getäuscht habe."

„Sie werden bald davon überzeugt sein."

Herr Colette schüttelte traurig den Kopf, ohne zu antworten.

Draußen schien der Sturm seine Wuth verdoppeln zu wollen. Das Heulen des Windes erfüllte die Luft mit unheimlichem Geräusch.

Nach einigen Secunden, während welcher die drei Personen sich verstohlen eigenthümliche Blicke zuwarfen, erhob Herr Colette plötzlich das Haupt, fuhr mehrmals mit der Hand über die Stirn, wie um einen lästigen Gedanken zu verjagen, und fragte, sich an den jungen Mann wendend, denselben plötzlich:

„Wollen Sie mich begleiten?"

„Gewiß!"

„Kommen Sie also, wir sind schon zu lange hier geblieben."

Das junge Mädchen hatte kein Wort gesprochen, keine Bewegung gemacht, es biß in ihr Sacktuch, um ihr Schluchzen zu unterdrücken.

Die Negerin hatte den Umstand, daß die beiden Männer, in ihr Gespräch vertieft, sie nicht überwachten, dazu benutzt, um den Saal zu verlassen, und sich in ein anstoßendes Gemach zu flüchten, dessen Thür sie sorgfältig hinter sich verriegelt und verbarricadirt hatte.

Herr Joseph Colette warf einen argwöhnischen Blick um sich, dann öffnete er ein Fenster, oder vielmehr eine Art Lucke, nahm ein silbernes Pfeifchen, welches er an einer Stahlkette um den Hals trug, und ließ einen scharfen Pfiff erschallen.

Fast unmittelbar darauf vernahm man den Lärm von Pferdehufen, und etwa zehn Reiter, von denen einige angezündete Fackeln trugen, erschienen vor der Hütte.

Diese Reiter waren Diener der Pflanzung, entschlossene und anhängliche Männer, welche Colette in der Nähe in einen Hinterhalt postirt hatte, mit dem Befehl, bei dem ersten Signal herbeizueilen.

Die beiden Männer verließen die Hütte.

Der Mestize trug seine Schwester auf den Armen.

Das Pferd des Herrn von Virague war von unbekannter Hand nahe an der Hüttenthür an den Stamm eines Mahagonibaumes angebunden worden.

Die beiden Männer setzten sich in den Sattel, der Pflanzer hatte vor sich seine fast ohnmächtige Schwester, an welche er nicht ein einziges Wort richtete.

Man setzte sich in Marsch.

Der Wirbelwind brauste mit ganzer Wuth.

Der Himmel, majestätisch von Blitzen durchzuckt, schien ein Feuermeer zu sein, der Donner grollte mit finsterem Rollen und furchtbaren Schlägen, ein sündfluthartiger Regen überschwemmte die Wege und verwandelte sie in klebrige Sümpfe, in welche die Pferde bis zum Bauche einsanken.

Der Sturm bog die Bäume wie Strohhalme, entwurzelte sie, und schleuderte sie weit fort, die ganze Natur schien einer jener schrecklichen Katastrophen zur Beute gefallen zu sein, welche in wenigen Stunden den Anblick der Gegenden, welche sie verheeren, gänzlich verändern.

Die Reiter, deren Pferde vom Schwindel erfaßt zu schein schienen, sprengten, vom Sturm gejagt, wie eine

Schaar Gespenster dahin. Die Nacht war schrecklich, überall Verwirrung und Zerstörung.

Plötzlich erscholl durch die Nacht zweimal nach einander ein furchtbarer Todesschrei, wie der eines menschlichen Wesens, das man ermordet. Entsetzliches Geheul erhob sich zwischen den Hügeln, und beim Scheine der Blitze sah man kaum einige Schritte seitwärts von der Straße eine höllische Runde, aus wenigstens hundert Individuen bestehend, welche sich mit schwindelnder Schnelligkeit und unter den seltsamsten Körperwindungen um sich drehten.

Dann verschwand alles in der Dunkelheit.

„Die Vaudoux! die Vaudoux!“ schrieen die Reiter, außer sich vor Schrecken.

„Was bedeutet das, die Vaudoux?“ fragte Herr von Birague.

„Schweigen Sie, wenn Ihnen Ihr Leben lieb ist,“ erwiederte Herr Colette mit so gebieterischer Stimme, daß der junge Mann gegen seinen Willen schwieg, und so muthig er auch war, sich von einer instinctartigen Furcht erfaßt fühlte.

Die Wirbelwinde sind in den tropischen Ländern von einer ungeheuren Heftigkeit; aber zum Glücke dauern sie nicht lange, sonst würden diese in allen anderen Beziehungen vom Himmel so sehr begünstigten Gegenden vollkommen unbewohnbar sein; einige Minuten später hatte sich der Sturm gänzlich gelegt, der Mond schwamm im Aether und beleuchtete mit seinem blassen Lichte diese von dem Gewitter zerrüttete und verwüstete Gegend.

Inzwischen setzten die Reiter ihren raschen Ritt fort

und erreichten endlich gegen ein Uhr Morgens den Wohnsitz des Herrn Colette, der ungefähr auf dem halben Wege zwischen Porte-au-Prince und Leogano gelegen war.

Kein Licht glänzte in dem Hause; die ganze Familie des Pflanzers schlief. Der Mestize konnte einen Ausruf der Freude nicht zurückhalten; er stieg ab und sagte, indem er in seinen kräftigen Armen seine noch immer ohnmächtige Schwester emportrug, zu dem jungen Manne: „Folgen Sie mir, Herr von Biragne.“

„Ich stehe Ihnen zu Diensten, mein Herr,“ erwiederte dieser kalt.

Sie traten in einen Salon, dessen Kerzen der Mestize selbst anzündete, nachdem er seine Schwester auf einen Divan gelegt hatte.

Dann wendete er sich zu Herrn von Biragne, der aufrecht und mit gekreuzten Armen in der Mitte des Salons stehen geblieben war, und sagte zu demselben in hochfahrendem Tone: „Ich erwarte, daß es Ihnen jetzt belieben werde, mir die Erklärung zu geben, welche ich von Ihnen fordere.“

Der junge Mann schüttelte traurig den Kopf.

„Mein Herr!“ erwiederte er, „Ihr Fräulein Schwester allein kann Ihnen diese Erklärung geben. Wenn sie gesprochen hat und wenn das, was sie Ihnen gesagt hat, Ihnen nicht genügt, dann werde ich meinerseits sprechen.“

Der Pflanzer schwieg einen Augenblick, dann reichte er plötzlich mit einer Bewegung, die vom Herzen ausging, dem jungen Mann die Hand und sagte: „Verzeihung, mein Freund, aber ich leide.“

„Und ich leide auch,“ erwiederte Herr von Biragne

mit zitternder Stimme, indem er heftig diese Freundeshand preßte, die sich ihm so ehrlich entgegen streckte.

„Sie leiden?“ lispelte erstaunt Herr Colette.

„Erwarten Sie,“ erwiederte sanft der junge Mann, „die Erklärung, welche, wie ich überzeugt bin, Ihre Schwester Ihrer Bitte nicht versagen wird.“

„Sie haben Recht, ich werde warten; noch einmal Verzeihung, mein Freund.“

Herr Colette läutete; nach einigen Minuten erschien eine junge Negerin.

„Cydalise,“ sagte der Pflanzer zu ihr, „deine Herrin ist über das Gewitter so erschrocken, daß sie ohnmächtig wurde; pflege sie und melde mir sogleich, wenn sie wieder zum Bewußtsein gekommen ist.“

Der Pflanzer gab Herrn von Biragne einen Wink und trat, von diesem gefolgt, in den anstoßenden Salon, während die junge Negerin sich beeilte, die erhaltenen Befehle auszuführen, indem sie ihre junge Herrin mit der liebevollsten und intelligentesten Sorgfalt pflegte.

IV.

Floréal Apollo entwickelt sich.

Herr Joseph Colette und Herr von Biragne saßen bereits einige Minuten einer neben dem anderen in dem Salon, in welchen sie sich begeben hatten. Ganz von ihren Gedanken in Anspruch genommen, hatten sie noch kein Wort mit einander gewechselt, als die Thür sich öffnete und ein Mann erschien.

Dieser Mann war Floréal Apollo, der Neger; er

schien noch düsterer zu sein als gewöhnlich; aus seinen Kleidern rieselte das Wasser; seine Stiefel waren mit Koth bedeckt, und seine Sporen ließen bei jedem Schritte, den er machte, eine blutige Spur auf dem Fußboden zurück.

Indem er mit jenem langsamen Schritte, der ihm eigenthümlich war, in den Salon trat, warf er einen schielenden Seitenblick auf Herrn von Birague und trat auf den Pflanzer zu, der sich erhoben hatte, um ihn zu begrüßen, und ihm die Hand reichte, während ein wohlwollendes Lächeln sein Gesicht verklärte.

„Da bist Du ja, Floréal," sagte der Mestize. „Sei mir willkommen, ich erwartete Dich mit Ungeduld, mein Freund. Bist Du schon seit lange angekommen?"

„Kaum fünf Minuten vor Ihnen; ich wurde auf dem Wege von dem Wirbelwinde überrascht."

„Man bemerkt es, Du bist durchnäßt, als ob Du vom Grunde des Meeres kämest. Von woher kommst Du jetzt?"

„Von den Gonaïven, die ich um sechs Uhr Abends verlassen habe."

„Ich gestehe Dir, mein Freund, daß ich bereits anfing, ernstlich um Dich besorgt zu werden."

„Meine Abwesenheit hat allerdings länger gedauert, als ich selbst vermuthen konnte; aber," setzte er mit flüchtigem Lächeln hinzu, „ich wollte die Mission, die anzuvertrauen Sie mir die Ehre erwiesen, gewissenhaft erfüllen."

„Daran erkenne ich Dich, mein Freund," rief mit Wärme der Pflanzer, „immer unermüdlich, wenn es sich darum handelt, etwas zu thun, was mir angenehm sein kann."

„Ist das nicht meine Pflicht? Bin ich nicht durch die Bande einer ewigen Dankbarkeit an Sie gefesselt?"

„Du bist mir keine Dankbarkeit schuldig, Floréal! Wir sind Milchbrüder, wir sind zusammen erzogen worden, wir haben uns niemals verlassen, und ich hoffe, daß wir uns auch niemals verlassen werden. Was ist da natürlicher, als daß wir einander lieben. Gott hat mir mehr Reichthum bescheert, als Dir; ich versuche es, das Gleichgewicht zu Deinen Gunsten dadurch wiederherzustellen, daß ich Dich an meinem Wohlstande Theil nehmen lasse. Das ist Alles und nichts ist natürlicher."

„Sie können leicht so sprechen, Joseph, weil ich der Verpflichtete bin; aber ich weiß, was ich von Ihren Wohlthaten zu denken habe."

„Du giebst einer Sache, die mir ganz natürlich scheint, einen sehr feierlichen Namen."

„Das, was ich sage, ist wahr; ich verdanke Ihnen Alles."

„Ich will mit Dir nicht streiten, mein lieber Floréal, ich kenne Deinen Eigensinn in dieser Beziehung nur zu gut."

„Nichts auf der Welt soll mich hindern, mich als Ihren Verpflichteten zu betrachten, und, Joseph, wenn Sie es noch länger bestreiten wollten, würden Sie mich verletzen," sagte der Schwarze mit blitzenden Augen.

Während der ganzen Dauer dieser scheinbar so freundschaftlichen Unterhaltung sprach der Neger mit einem unbeschreiblichen Ausdrucke von Bitterkeit und Ironie. Sein Milchbruder, durch seine Freundschaft für ihn blind gemacht und ohne Zweifel gewohnt, ihn in diesem Tone

sprechen zu hören, schien auf diesen Umstand kein Gewicht zu legen.

„Nun wohl,“ sagte er nach einer kurzen Pause, „da dieser Gesprächsgegenstand Dir mißfällt, reden wir von etwas Anderem, mein Freund, ich bin ganz damit einverstanden.“

„Was Ihnen gefällt, Joseph, kann mir nicht mißfallen; wir können, wenn Sie es wünschen, in unserem früheren Gespräche fortfahren.“

„Nein, nein, das ist unnütz,“ sagte der Pflanzer mit bezaubernder Gutmüthigkeit, „Du mußt ermüdet sein; es ist spät, lege Dich zur Ruhe. Morgen ist auch ein Tag, wie man zu sagen pflegt, wir werden morgen Zeit haben, von Geschäften zu sprechen.“

„Ich bin nicht ermüdet, Joseph, und obgleich die Nacht schon weit vorgerückt ist, so ist es besser, da Sie noch geneigt zu sein scheinen, wach zu bleiben, wenn wir sogleich uns besprechen.“

„Wie Du willst, mein theurer Floréal, setze Dich hierher an meiner Seite auf den Divan, und laßt uns plaudern, da es denn doch sein muß.“

„Ganz zu Ihrem Befehl,“ erwiederte der Neger, indem er sich einen Stuhl nahm, statt sich, der Einladung seines Milchbruders folgend, neben demselben auf den Divan zu setzen.

„Also,“ ergriff Herr Colette das Wort, „hast Du alle Plantagen besucht?“

„Alle, von den Trois-Pitons angefangen bis zu den Gonaïven.“

„Das nenne ich seine Aufgabe gewissenhaft erfüllen.

Du bist ein unbezahlbarer Mensch, Floréal," fügte der Mestize lächelnd hinzu.

„Ich habe nur meine Pflicht gethan, durchaus nicht mehr."

„Schon gut, schon gut, wir kennen das. Also ist Alles da drunten in Ordnung? Ich gestehe Dir, daß ich seit meiner Rückkehr so beschäftigt war, daß ich keinen Augenblick für mich selbst hatte, sonst hätten wir diese Visitationsreise mitsammen gemacht."

Der Schwarze schüttelte zwei oder dreimal langsam den Kopf.

„Verzeihen Sie mir, wenn ich mit Ihnen aufrichtig bin," erwiederte er endlich, „aber, Joseph, es wäre vielleicht besser gewesen, anstatt, wie Sie es thaten, Ihre Zeit in Mexico zu vergeuden, hier zu bleiben, um die eigenen Interessen zu überwachen."

„Was meinst Du damit," rief Herr Colette mit dem Ausdrucke des Erstaunens, „geht vielleicht etwas da unten auf den Plantagen nicht so gut, als Du es wünschest?"

Der Neger wandte sich, bevor er antwortete, gegen Herrn von Virague, der noch immer in seine Betrachtungen versunken war, und dem, was in seiner Gegenwart gesprochen wurde, nicht die geringste Aufmerksamkeit widmete.

„Du kannst in Gegenwart dieses Herrn sprechen, Floréal, es ist einer meiner Freunde."

„Ein Weißer," murmelte Floréal mit einem unbeschreiblichen Ausdrucke verhaltenen Hasses.

„Weißer, Neger oder Mulatte, das ist vollkommen gleichgültig, da dieser Herr mein Freund ist."

„Das ist wahr," murrte der Neger im Tone der übelsten Laune.

„Du sagtest also, Floréal," erwiederte der Mestize, der sich den Anschein gab, „als habe er die letzte Bemerkung nicht gehört, Du sagtest also, daß nicht Alles in so gutem Stande ist, als Du es wünschest."

„Nein, ich sagte im Gegentheile, daß Alles sehr schlecht geht."

„Wie, was? Alles geht schlecht?" rief der Pflanzer mit dem Ausdrucke des größten Erstaunens.

„Nicht allein, daß Alles schlecht geht," erwiederte Floréal, indem er jedes Wort, das er aussprach, sarkastisch betonte, so daß dasselbe wie eine falsche Note dem Ohre des Mestizen wehe that, sondern es ist so weit gekommen, daß, so reich Sie auch heute sein mögen, mein lieber Joseph, Sie, wenn Sie nicht bald Ordnung machen, wahrscheinlich in einem Jahre vollständig zu Grunde gerichtet sein dürften."

„Ich zu Grunde gerichtet, wegen einiger schlechten Ernten," rief lachend der Pflanzer, „wie kannst Du mir nur so etwas sagen, Floréal."

„Ich sage Ihnen, was ich denke, und ich kann nicht anders sprechen, als ich es gelernt habe."

„Das ist richtig, mein Freund. Nun wohl, erkläre Dich, was fehlt uns?"

„Alles!"

„Wie so Alles?"

„Ja Alles, der Kaffee, der Cacao, der Zucker, die Bauwolle, das lignum sanctum, das Bluthol; und der Mahagoni."

„Der Mahagoni?“

„Einer ihrer Wälder, und zwar der größte und schönste, der von Grand-Fond, brennt seit sieben Tagen.“

„Der Wald von Grand-Fond brennt? — Aber das ist ja ein Unglück.“

„Ein großes.“

„Bei dem Allem muß Böswilligkeit im Spiele sein,“ murmelte der Pflanzer, indem er plötzlich ernst wurde.

Der Neger lächelte höhnisch.

„Böswilligkeit ist einzig und allein an Alledem Schuld,“ erwiederte er mit Bestimmtheit.

„Also wirklich, Böswilligkeit! Täuschest Du Dich nicht, mein Freund?“

„Ich wiederhole es, nur Böswilligkeit, glauben Sie mir, Joseph.“

„Aber ich begreife nichts von Alledem, Du weißt es ja besser als irgend Jemand, daß meine Arbeiter gut behandelt, und gut bezahlt werden, daß Sie mit Einem Worte glücklich sind.“

„Ja zu glücklich!“

„Wieso zu glücklich?“

„Allerdings, und gerade darin liegt's.“

„Du bist verrückt, Floréal, was Du da sagst, hat keinen Menschenverstand, wenn das, was Du da sagst, wahr wäre, so wäre das, überlege es Dir doch, etwas Entsetzliches.“

„Es ist wahr, ich weiß es.“

„Also meine Arbeiter richten mich zu Grunde, weil ich sie gut behandle?“

„Nur deshalb.“

„Halt! Erkläre Dich näher, denn bei meiner Ehre, ich glaube, wenn das so fortgeht, so werde ich noch wahnsinnig.“

„Das ist doch ganz einfach und ich begreife nicht, daß Sie es nicht schon seit lange wissen.“

„Sprich!“

„Nun meiner Treu,“ sagte er mit murrendem Tone, indem er den Kopf halb gegen die Seite wandte, wo sich Herr von Biraque befand, „Sie geben Ihren Arbeitern Alles, was Sie verlangen, die Arbeit wird ihnen in einer Weise zugetheilt, welche ihnen wenigstens einen Drittheil ihrer Zeit frei läßt.“

„Nun?“

„Nun, darin liegt's eben, Sie geben ihnen Alles, was Sie bedürfen, Alles, was sie wünschen.“

„Ich weiß es; ich habe immer darauf gesehen, daß es auf meinen Plantagen so gehalten werde.“

„Was weiter?“

„Was weiter? Nun, das mußte ganz natürlicher Weise einen üblen Ausgang nehmen. Sie sind fast ein Weißer, Joseph. Sie kennen die Schwarzen nicht, Sie glauben, daß das Menschen wie Andere seien, die man mit gutem Essen und Trinken mästen, und dabei fast ohne Arbeit lassen könne. Warum nicht gar? Der Neger ist ein Lastthier, das nicht Einen Augenblick müßig bleiben darf, sonst langweilt es sich, und dann fällt ihm irgend eine Bosheit ein; sie haben ihnen auf Ihren Plantagen davon einen Beweis auf Ihre Kosten gegeben.“

Bei diesen Worten brach er in ein trockenes nervöses Lachen aus, das wie eine Kinderratsche tönte.

Der Pflanzer war ganz verloren, ein solches Raisonnement schien ihm so unlogisch und widersinnig, daß er sich manchmal versucht fühlte zu glauben, der Neger mache sich über ihn lustig.

Das war aber unglücklicher Weise nicht der Fall.

So gehässig dies auch erscheinen mag, wir sind gezwungen zu constatiren, daß der Charakter der Neger wirklich so ist, sie waren so zur Zeit der Sclaverei und die Freiheit hat sie durchaus nicht verändert.

„Es muß aber doch irgend ein Mittel gegen dieses Uebel geben," sagte der Pflanzer nach einer kurzen Pause.

„Es giebt ein Mittel, ich kenne es und ich habe es angewendet."

„Nun und was ist das für ein Mittel?"

„O ein sehr einfaches."

„Nun so nenne es, ich bin neugierig es kennen zu lernen."

„Nun ich bin zu einem Wahrsager gegangen."

„Wie zu einem Wahrsager? Du glaubst solchen Betrügern, Floréal?"

„Die Wahrsager sind keine Betrüger, Joseph," sagte der Neger ernsthaft, „sie sagen immer die Wahrheit, wenn sie wollen, und wenn man sie gut bezahlt."

„Nun und was hat Dein Wahrsager gesagt."

„Er hat mir gesagt, daß in den Trois-Pitons, in den Gonaïves und zu Morne-noir Giftmischer auf den Plantagen ihr Wesen treiben."

„Gerechter Himmel!" rief der Mestize voll Entsetzen, „dann bin ich verloren."

„Vielleicht: der Wahrsager hat mir gesagt, daß es

ihm ein Leichtes sei, die Giftmischer zu entdecken und Sie würden gut thun, daran zu denken, Joseph, das sage ich Ihnen, wenn Sie Ihren Viehstand, die Pferde und Maulthiere, die Sie noch haben, erhalten wollen."

„Ja," sagte der Pflanzer mit nachdenklicher Miene, „man muß dem auf irgend eine Art ein Ende machen. Und in Petit-Goave, in Grand-Fond, in Artibonite, und in Cul-de-sac? wie geht es da?"

„O dort ist's anders," erwiederte Floréal mit unheilverkündender Stimme, die das Blut in den Adern des Pflanzers erstarren machte, „da sind keine Giftmischer, dort sind Vaudoux."

Herr Colette machte eine Bewegung des Entsetzens und ließ seinen Kopf auf die Brust niedersinken.

Der Neger, wahrscheinlich innerlich entzückt von der Wirkung, welche er hervorgebracht, erhob sich, nachdem er diese Worte gesprochen, grüßte und verließ den Salon, wo er seinen Milchbruder durch diese furchtbare Enthüllung vernichtet zurückließ.

Seit einigen Augenblicken war Herr von Biragne gegen seinen Willen durch die lauten Stimmen der beiden Sprechenden aus seinen Betrachtungen emporgerissen worden, und mechanisch auf ihr Gespräch horchend, hatte er das Ende desselben gehört.

Als der Neger den Salon verlassen hatte, folgte er ihm mit dem Blicke, dann stand er auf, näherte sich Herrn Colette, der unbeweglich, den Kopf auf die Brust gesenkt blieb, und berührte leise seine Achsel.

Der Pflanzer hob rasch den Kopf in die Höhe und

betrachtete den jungen Menschen, als ob ihn dieser aus tiefem Schlafe aufgeweckt hätte.

Herr von Virague legte ihm den Finger auf den Mund, um ihm Schweigen anzuempfehlen und fragte ihn dann mit leiser Stimme:

„Kennen Sie diesen Menschen genau?"

„Es ist mein Milchbruder, wir wurden zusammen erzogen, Alles ist zwischen uns gemeinschaftlich," erwiederte der Pflanzer fast mechanisch.

„Hören Sie mich an, Herr Colette, und ich bitte Sie darum, schenken Sie dem, was ich Ihnen sagen werde, Ihre ganze Aufmerksamkeit," entgegnete der junge Mann mit einem Ausdrucke, welcher den Pflanzer gegen seinen Willen betroffen machte; „während dieser Mensch hier, vor wenigen Augenblicken an Ihrer Seite, auf diesem Sessel sitzend, mit Ihnen sprach, beobachtete ich meinerseits ihn heimlich; ungeachtet seiner Bemühung, gleichgültig zu scheinen, blitzte eine boshafte Freude in seinen Augen, bei jedem neuen Unglücke, welches er Ihnen ankündigte, nahm seine Stimme einen unheilverkündenden ironischen Klang an, der mir kalt zum Herzen drang. Dieser Mensch ist Ihr Todfeind."

„O! er mein Todfeind! Sie glauben selbst nicht, was Sie sagen. Das wäre zu schrecklich."

„Erinnern Sie sich, was er Ihnen über den Charakter der Neger gesagt hat. Er ist aber selbst ein Neger und noch dazu einer von reinster Race. Glauben Sie mir: überwachen Sie ihn sorgfältig, denn dieser Mensch geht auf Ihren Ruin, ja vielleicht auf Ihren Tod aus, und ich bin davon überzeugt, so schrecklich Ihnen das auch erschei-

nen mag, daß er heimlich und geduldig seit langer Zeit, mit der schlauen Geduld eines Wilden, und mit der zügellosen Leidenschaft eines wilden Thieres, das nichts von seinem Ziele ablenken kann, daran gearbeitet hat."

In diesem Augenblicke trat Cydalyse, die Kammerjungfer von Fräulein Angela, in den Salon, um zu melden, daß sich ihre Gebieterin von ihrer Ohnmacht bereits vollständig erholt habe.

Herr Colette faßte den Arm seines Freundes und sagte, indem er denselben hastig preßte:

„Kein Wort gegen wen immer von dem, was Sie mir gesagt haben. Wenn das, was Sie zu bemerken glaubten, wahr ist," fügte er mit leiser Stimme hinzu, „so müssen wir mit der äußersten Vorsicht handeln, denn dann haben wir gegen einen furchtbaren Feind zu kämpfen, dem kein Mittel zu schlecht wäre, um sein Ziel zu erreichen und sich zu rächen. Sie kennen nicht die Neger, so wie ich sie kenne. Sie sind listig, wie Dämone, und wild wie Tiger. Nicht Ein Wort also: ich werde wachen! Ist das abgemacht?"

„Ich verspreche es Ihnen."

„Kann ich auf Sie rechnen?" fragte der Pflanzer.

Die beiden Männer drückten sich die Hand.

„Ich danke Ihnen, gehen wir jetzt zu meiner Schwester."

V.

Ein Schuß.

Auf den Antillen, wo während des Tages die Gluth der Sonnenstrahlen unerträglich und die Hitze erstickend ist, haben alle Bewohner, Arme wie Reiche, im Allgemeinen die Gewohnheit, sehr spät in die Nacht zu wachen, die Nächte sind herrlich, und man bleibt fast bis zum Morgen wach, indem man mit Wollust den herben wohlriechenden und erfrischenden Hauch des Abendwindes einathmet.

Der Leser darf daher nicht erstaunt sein, wenn er noch zu einer sehr späten Nachtstunde die Mehrzahl der Bewohner der Tamarinden-Plantage wach und auf den Füßen findet.

Als die beiden Männer in den Salon eintraten, wurden sie von Angela, der Schwester des Herrn Colette mit einem Lächeln auf den Lippen empfangen.

Das junge Mädchen hatte die leichte Schichte brauner Schminke, mit welcher sie ihr Gesicht bedeckt hatte, um sich unkenntlich zu machen, als sie sich zu der alten Negerin begab, weggewischt und war wieder geworden, was sie wirklich war, nämlich eine reizende Creolin mit einem Teint von etwas matter Blässe, von schmachtendem Wesen, von sanftem und träumerischem Gesichtsausdrucke, und von einem etwas vorgebeugten Gange voll reizender Nachlässigkeit.

Ohne zu erwarten, daß ihr Bruder sie befrage, legte sie mit der Bewegung eines verwöhnten Kindes einen ihrer reizenden Finger auf ihre rosigen Lippen, öffnete die

vier Thüren des Salons eine nach der anderen und ließ sie angelweit offen, und dann, nachdem sie in die Mitte des Salons drei Sessel gestellt hatte, gab sie mit hinreißender Anmuth ihrem Bruder und ihrem Bräutigam ein Zeichen, an ihrer Rechten und Linken Platz zu nehmen.

Die beiden Männer gehorchten, nachdem sie einander einen fragenden Blick zugeworfen hatten, sie waren heimlich sehr gespannt durch die seltsamen und für sie unverständlichen Vorbereitungen des jungen Mädchens.

„Hinter geschlossenen Thüren giebt es häufig horchende Ohren,“ sagte sie, gleichsam als Erklärung ihres Benehmens, „jetzt haben wir keine Spione zu fürchten, weil wir ihre Annäherung schon von weitem sehen und hören würden.“

„Meine theure Angela,“ sagte Herr Colette.

„Verzeihung, lieber Bruder,“ unterbrach ihn das Mädchen lebhaft und in entschiedenem Tone, „wir haben keine Zeit mit lächerlichen Erklärungen zu verlieren. Ich bin deine Schwester und muß glaube ich in dieser Eigenschaft, was meinen Ruf betrifft, erhaben über jede beleidigende Voraussetzung oder Zumuthung sein.“

„Nichts desto weniger, liebe Schwester...“

„Erlauben Sie mir, mein lieber Joseph,“ sagte Herr von Birague, „mich auf die Seite des Fräuleins zu stellen, dessen Bräutigam zu sein ich die Ehre habe, und dessen Ansicht ich vollkommen theile. Welches immer die Motive gewesen sein mögen, welche sie bestimmten, sich in die Hütte dieses verabscheuungswürdigen Geschöpfes zu begeben, ich hege die Ueberzeugung, daß diese Motive nicht nur

sehr ernster sondern auch unbestreitbar ehrenhafter Natur gewesen sein müssen."

Das junge Mädchen reichte ihrem Bräutigame voll reizender Hingebung die Hand.

„Dank, mein theurer Louis," sagte sie mit traurigem Lächeln, „Dank für Ihr Vertrauen in mich."

„Ich liebe Sie, Angela," erwiederte er mit Feuer, „indem er einen ehrfurchtsvollen Kuß auf die kleine Hand hauchte, die er leidenschaftlich in der seinen drückte, und dann," fügte er hinzu, indem er sich wieder an seinen Freund wandte," da wir hier nun schon einmal beichten, so muß ich Ihnen gestehen, mein theurer Joseph, daß ich um diesen Schritt wußte, ohne jedoch die Beweggründe desselben zu kennen."

„Sie wußten darum?" rief das junge Mädchen mit Erstaunen, ja fast mit Entsetzen aus.

„Sprechen Sie, mein Freund," sagte der Pflanzer, kaum minder erstaunt, als seine Schwester.

„Ermächtigen Sie mich zu sprechen?" fragte der junge Mann, indem er sich vor dem Mädchen mit ungemeiner Höflichkeit verbeugte.

„Gewiß mein Herr," erwiederte sie lebhaft.

„Ich werde also sprechen," sagte er, „und das um so mehr, als Sie aus meiner Erzählung ohne Zweifel Dinge erfahren werden, die Sie noch nicht wissen."

„Und die ich zu wissen wünsche," setzte sie nachdenklich hinzu.

„Eben so wie ich," sagte der Pflanzer. „Sprechen Sie also lieber Freund ohne Weiteres, denn wir sitzen auf glühenden Kohlen."

Ich habe es auf folgende Art erfahren, sagte Herr von Biragne; diesen Abend ungefähr um sechs Uhr kehrte ich von der Promenade zurück und wollte eben in die Tamarinden-Allee einbiegen, die zu dem Wohnhause führt, als plötzlich ein Neger von verdächtigem Aussehen und wilden Zügen hinter einem Baume hervorsprang, und vor mir stehen blieb, als ob er mir den Weg versperren wollte. Ich hielt mein Pferd an, und er sagte zu mir, ohne mir Zeit zu einer Frage zu lassen. „Sie sind der Herr, der mit Massa Colette vom Festlande herübergekommen ist.“ Ich weiß nicht, welcher Gedanke mein Gehirn durchzuckte, ein Gedanke, wegen dessen ich mich hier anklagen muß, denn anstatt nein zu sagen, wie ich sollte, denn dieser Neger hielt mich offenbar für Ihren französischen Gast, ließ mich meine plötzlich erwachte Neugierde ja sagen.

Der Neger lächelte seltsam, er näherte sich mir so weit, daß er fast mein Pferd berührte und sagte, sich zu mir wendend, mit leiser Stimme: „Sagen Sie Massa Biragne, daß er, wenn er will, diesen Abend seine Braut als Mulattin verkleidet in der Hütte der Mutter Sumera finden kann.“

„Du lügst,“ rief ich aus. Der Neger warf mir einen häßlichen Blick zu. „Congo Pelle ist kein Lügner,“ sagte er, „das junge Mädchen wird dort sein, setzen Sie Massa Biragne davon in Kenntniß, mein Herr.“ Dann setzte er mit Absicht hinzu: „Aber empfehlen Sie ihm besonders um zehn Uhr Abends und allein zu kommen,“ und mit einem Sprunge setzte er in's Gebüsch, in dessen Mitte er lachend verschwand. „Verzeihen Sie mir, theure Angela, ich liebe Sie und ich bin eifersüchtig, ich habe die Mittheilung

des Negers für mich behalten und bin zu dem Rendezvous gegangen, welches mir auf so seltsame Weise unter dem Namen eines Anderen gegeben wurde."

„Das ist seltsam," murmelte Herr Colette, „auch ich wurde von diesem Rendenzvous in Kenntniß gesetzt."

„Durch wen?" fragte lebhaft das junge Mädchen.

„Durch Niemand," erwiederte er, „ich habe diesen Brief auf dem Tische meines Schlafzimmers gefunden."

Er suchte in seiner Tasche, und zog ein Papier heraus, welches er entfaltete und Herrn von Biraguc zeigte.

„Dieser Brief ist nicht unterzeichnet, die Schrift ist verstellt, das ist das Werk eines Feiglings, dahinter steckt irgend eine schändliche Intrigue," sagte der junge Mann, indem er träumerisch den Kopf schüttelte und dem Pflanzer den Brief, nachdem er dessen Inhalt rasch durchflogen hatte zurückgab.

„Bemerken Sie, daß nach diesem Briefe nicht Ihnen allein, sondern wie man behauptet auch meinem französischen Gaste das Rendezvous gegeben ist. Welchen Zweck können diese Elenden verfolgen?"

„Ich finde keinen," sagte Herr von Biraguc mit nachdenklicher Miene.

„Hört mich nun an, meine Herren," sagte das junge Mädchen lebhaft, „und vielleicht wird Euch das, was Ihr von mir hören werdet, auf die Spur desjenigen bringen, was Ihr entdecken wollt."

„Sprich Schwester!"

„Ihr wißt, daß seit zwei Tagen unser Schwager Herr Duvauchelle uns verlassen hat, um eine Plantage zu

besuchen, die er in der Nähe von Jeremias besitzt, und auf der plötzlich einige Vergiftungsfälle vorgekommen sind."

„In der That hatte ihm das mit Recht viel zu denken gegeben, aber er hat seine Rückkehr für heute angekündigt, und in diesem Augenblicke sollte er eigentlich schon längst angekommen sein."

„In der That ist auch Martha sehr beunruhigt über die lange Abwesenheit ihres Gatten, sie fürchtet, daß Jules ein Unfall zugestoßen sei."

„Deine Schwester ist thöricht, sich solche Gedanken in den Kopf zu setzen, ihr Gemahl ist ein junger, kräftiger und tapferer Mann, und vollkommen im Stande, sich zu vertheidigen in dem wenig wahrscheinlichen Falle, daß er auf dem Wege angegriffen wurde."

„Ich läugne das nicht, lieber Bruder; nichtsdestoweniger konnte sie heute Morgens ihre Unruhe nicht länger bemeistern, und sie ließ Mutter Sumera kommen, um durch die Zauberkünste derselben die Ursache von dem Ausbleiben ihres Gemahls zu erfahren."

Herr Colette zuckte die Achseln und sich zu dem jungen Manne wendend, sagte er mit dem Ausdrucke der übelsten Laune:

„Da hören Sie es, mein Herr, so sind unsere Creolinnen, eine, wie die andere, leichtgläubig und voll Aberglauben wie die Kinder. Meine Schwester Martha, eine Frau von fünfundzwanzig Jahren, schon seit sieben Jahren verheirathet und Mutter eines reizenden kleinen Mädchens von sechs Jahren, Martha, die ihrer jüngeren Schwester ein gutes Beispiel geben sollte, wendet sich an alte Hexen und Zauberkünste; nun," fügte er hinzu, indem er

sich wieder an seine Schwester wandte, „ist Roseïde Sumera wirklich gekommen?"

„Ja, lieber Bruder, sie ist sogar ziemlich lange in der Wohnung Martha's geblieben und hat sich sehr lange mit meiner kleinen Nichte Marie beschäftigt, mit der sie spielte und lachte, und die sie sehr liebt, weil sie ihr immer Leckereien mitbringt, und die, beiläufig bemerkt, sich gar nicht von ihr trennen wollte. Roseïde hat meine Schwester beruhigt, hat ihren Hocuspocus gemacht, und hat versichert, daß mein Schwager, länger als er vermuthete, durch seine Geschäfte zurückgehalten wurde, aber vor Ablauf von vierundzwanzig Stunden fröhlich und wohlbehalten zurückgekehrt sein werde."

„Ist das Alles?"

„Nein, lieber Bruder, daß ist noch nicht Alles, Roseïde hat sich dann an mich gewandt, wir haben von dem und jenem geplaudert. — Du weißt ja, wie große Freiheiten sie sich in unserem Hause nimmt, sie hat mir zu meiner bevorstehenden Heirath Glück gewünscht, und hat mich aufgefordert, sie zu besuchen, um . . ."

„Nun weiter," sagte Herr Colette, als er bemerkte, daß seine Schwester stockte.

„Ich werde niemals wagen, es einzugestehen," sagte das junge Mädchen, indem sie ihr Gesicht mit beiden Händen bedeckte, um ihre Schamröthe zu verbergen.

„Sprechen Sie, ich beschwöre Sie darum, mein Fräulein," sagte der junge Mann.

„Nein, unmöglich, Sie würden sich über mich lustig machen."

„Wie können Sie so etwas glauben?“ rief der junge Mann mit einer verneinenden Geberde.

„Ich errathe, armes Kind,“ sagte ihr Bruder gütig, indem er ihren Kopf emporhob und einen Kuß auf ihre Stirn drückte, „wahrscheinlich wollte sie Dir Karten aufschlagen, und Dir irgend ein unfehlbares Amulett geben, welches Dir die ewige Treue Deines Gemahls sichert. Ist es nicht so?“

Das junge Mädchen erhob den Blick zu ihrem Verlobten und lächelte durch Thränen.

„Armes, theures Mädchen,“ sagte Herr von Birague, indem er ihr einen Blick voll Liebe zuwarf.

„Nun wohl,“ sagte sie entschlossen, „es ist wahr, aber Alles in Allem genommen, was hatte ich auch zu fürchten? Mutter Sumera war meine Amme; sie liebt mich sehr, ihre Hütte und Alles was sie besitzt, ist ein Geschenk meines Vaters und meine Schwester, die ich um Rath fragte, rieth mir zu gehen.“

„Sie ist auch eine Närrin,“ murmelte Herr Colette, „und damit die Thorheit vollständig sei, hat Deine Amme Dich wahrscheinlich aufgefordert, Dich als Mulattin zu verkleiden, um der Gefahr des Erkanntwerdens zu entgehen, für den Fall, daß Du Jemanden bei ihr treffen solltest.“

„Ja,“ murmelte das junge Mädchen so leise, daß die beiden Männer es kaum hörten.

„Jetzt verstehe ich die ganze Intrigue,“ rief Herr Colette, indem er sich vor die Stirn schlug. „Arme Schwester, Du solltest als Köder dienen, um die beiden Weißen, deren man sich entledigen wollte, in diese verfluchte Höhle zu

locken. Wer weiß, ob nicht Du und ich ebenfalls ermordet worden wären. Aber, Gott sei Dank, die Schlinge war zu plump."

„Was wollen Sie damit sagen, lieber Freund," fragte erstaunt Herr von Biragne. „Glauben Sie, daß es wirklich ein ernsthafter Anschlag auf unser Leben und das Ihres Gastes war?"

„Ich bin davon überzeugt, lieber Freund. Merken Sie sich Eines wohl: die Neger von einer afrikanischen Race hassen den Präsidenten Geffrard, der durch sein Talent und seine Festigkeit in diesem unglücklichen Lande, welches so lange die Beute von niedrig Ehrgeizigen, Unwissenden und Fanatikern war, eine starke, freisinnige und dem Fortschritte huldigende Regierung hergestellt hat. Sie sind eifersüchtig auf die farbigen Männer, welche dem Präsidenten ergeben sind, und die offen mit ihm den Weg der Reformen betreten. Eine große Verschwörung, deren ungeheure Maschen, wenn auch unsichtbar, nicht nur die ganze Republik, sondern sogar die ganze Insel umspannen, ist im Dunkeln gegen den Präsidenten und die Mulatten gerichtet, eine Verschwörung, deren Zweck es ist, unsere weise Regierung umzustürzen, und an ihre Stelle eine blutdürstige Demagogie zu setzen, an deren Spitze natürlich die Zauberer, die Anbeter Gottes des Vaudou, die Jünger der heiligen Eidechse treten würden."

„Aber das ist ja purer Wahnsinn," rief der junge Mann in hochherziger Entrüstung.

„Allerdings, unglücklicher Weise ist es aber auch zugleich die strengste Wahrheit. Glauben Sie mir, mein junger Freund, ich bin gut unterrichtet, meine Nachrichten

sind aus verläßlicher Quelle geschöpft. Die Neger von Guinea haben alle abergläubischen Vorstellungen des Landes, aus welchem sie stammen, beibehalten; die Zeit ist für sie stille gestanden. Dem Anscheine nach Christen, haben sie in der Wirklichkeit keine andere Religion, als diejenige, welche ihre Väter an der Küste Afrika's bekannten. Sie bedauern Faustin I., diesen unwissenden und fanatischen Neger, dieses scheußliche Vorbild wilder Grausamkeit, diesen vollendeten Ausdruck einer von Geburt an lasterhaften Race, die vielleicht ein Jahrhundert unablässiger Kämpfe zu ihrer Regenerirung bedarf, dieser Tiger mit halbwegs menschlichem Antlitze, bei dem man nicht wußte, wo der Mensch anfing, und die Bestie aufhörte, der die Zauberer begünstigte, öffentlich den Gott Vaudou anbetete, und sich rühmte, ein Günstling der heiligen Eidechse zu sein."

„Alles das ist fürchterlich, mein Freund, aber Ihr Gast und ich sind beide Fremde, ja sogar beide Franzosen, denn er ist, wie ich glaube, ein Corse, und ich bin von der Insel Martinique, die Angelegenheiten dieses Landes gehen uns nicht im entferntesten an, und wir hüten uns wohl, uns mit denselben zu beschäftigen, wie so können wir also in diese Angelegenheiten gemischt werden?"

„Auf die natürlichste Weise von der Welt, mein Freund, Sie werden das im Augenblicke begreifen. Die Neger verbreiten gegen den Präsidenten Geffrard die gehässigsten Verleumdungen."

„Das ist die gewöhnliche Taktik aller Verschwörer, denen es an gerechten Anklagen fehlt.

„Ja, mein Freund, so ist es, aber unglücklicher Weise ist diese so gehässige Taktik fast immer von Erfolg, beson=

ders bei unwissenden und eben deshalb außerordentlich leichtgläubigen Menschen; man schiebt daher dem Präsidenten Geffrard den Plan unter, Haiti an Frankreich zu verkaufen, welches letztere die Sclaverei wieder einführen würde."

„Aber das ist ja einfach abgeschmackt, die französische Nation ist unter allen Völkern die entschiedenste Gegnerin der Sclaverei überall; sowohl in ihren Colonien auf den Antillen, als in den andern Colonien hat sie die Sclaverei abgeschafft, und überhaupt zieht sie an der Spitze des Fortschrittes der ganzen Welt einher."

„Pardieu! das läßt sich nicht bestreiten, aber was liegt daran. Glauben Sie denn, daß die Neger Zeitungen lesen, und wissen, was außerhalb ihrer Insel vorgeht? Sie glauben das, was ihnen ihre Zauberer sagen, und das ist Alles. Man hat ihnen eingeredet, daß mein Gast ein verkleideter Agent der französischen Regierung sei, und daß ich, um den Schein zu wahren, ihn selbst unter dem Vorwande einer Geschäftsreise von dem Festlande abgeholt habe. Was Sie betrifft, so ist das etwas Anderes. Ihre Familie hat früher große Besitzungen in San-Domingo gehabt, Ihre Heirath mit meiner Schwester ist, der Weisheit der Zauberer zur Folge, nur ein Vorwand, um das Gesetz zu umgehen, welches verbietet, daß ein Weißer Grund-Eigenthümer auf dem Territorium der Republik werde, um auf diese Weise wieder in den Besitz Ihres einstigen Vermögens zu gelangen, denn, bemerken Sie das, mein Freund, durch einen sonderbaren Zufall, welcher diesem Lügengewebe einen Anschein von Wahrheit giebt, fast alle

früheren Besitzungen Ihrer Familie sind jetzt mein Eigenthum geworden.“

„Das ist möglich, aber Sie haben sie auf gesetzlichem und ehrlichem Wege erworben und Sie wissen, mein Freund, daß ich nichts von Ihnen verlange, Ihr Fräulein Schwester ausgenommen,“ fügte er lächelnd hinzu.

„Ganz richtig, und es zweifelt auch Niemand daran, aber begreifen Sie jetzt, warum man Sie in einen Hinterhalt lockte?“

„Ja, mein lieber Joseph, und so abgeschmackt auch diese Verläumdung auf den ersten Anblick erscheinen mag, so begreife ich vollkommen, welchen Nutzen man aus derselben gegenüber von unwissenden, abergläubischen Leuten, welche die weiße Race über Alles hassen, ziehen konnte; aber wenn Sie einwilligen, denn das hängt nur von Ihnen ab, so haben wir ein Mittel, um dieses so mühsam aufgebaute Werk zu zerstören.“

„Und welches, mein Freund?“

„Pardieu, Ihr Freund möge sogleich nach Frankreich abreisen, das er so sehnsüchtig wünscht wiederzusehen, und Sie, Ihre Schwester und ich, reisen so bald als möglich, nach Martinique, wo unsere Heirath stattfinden kann. Was halten Sie von diesem doppelten Plan?“

„Es scheint mir,“ sagte das junge Mädchen, indem eine bezaubernde Gluth ihr Antlitz färbte, „daß dieses Mittel in der That sehr einfach ist, und allen Verlegenheiten eine End machen würde.“

„Es würde uns für immer dem Hasse unserer Feinde entrücken,“ sagte der junge Mann mit einschmeichelnder Stimme.

Beide richteten ihre Blicke auf den Pflanzer, der düster und nachdenklich dastand, das Haupt auf die Brust gesenkt.

Unglücklicher Weise, meine armen Kinder, ist Euer Plan, so reizend er erscheinen, und ich gebe es zu, auch wirklich sein mag, vollkommen unausführbar," sagte er endlich den Kopf emporrichtend.

„Und warum das?" fragten beide jungen Leute ängstlich.

„Weil ich Euch nicht Alles gesagt habe," erwiederte der Pflanzer, indem er ihnen voll in's Gesicht blickte.

„Wie? was bedeutet das?"

„Das bedeutet," rief Colette mit donnernder Stimme, „daß ich die Ueberzeugung habe, daß ein Feigling, ein Verräther mein Vertrauen mißbraucht hat, um uns zu verderben, und daß ich, bevor ich diese Insel verlasse, diesen Verräther vor den Augen der ganzen Welt entlarven will."

„Wer ist dieser Mann?" rief Herr von Birague.

„Dieser Elende, in den ich volles Vertrauen setzte, und dessen Züchtigung — ich schwöre es Ihnen — furchtbar sein soll, ist..."

In diesem Augenblicke schwebte ein Schatten mit der Schnelligkeit des Blitzes an einer der absichtlich offen gelassenen Thüren des Salons vorüber.

„Da! da! seht!" rief das junge Mädchen, indem es voll Schrecken aufstand.

Plötzlich knallte ein Schuß und Angela fiel blutend und leblos in die Arme ihres Bräutigams.

„Oh!“ rief der Pflanzer voll Verzweiflung, „ich werde den Mörder zu finden wissen.“

Und mit einem Sprunge, gleich dem eines wilden Thieres, stürzte er, in jeder Hand einen Revolver haltend, hinaus.

Kaum eine Minute später hörte man zwei Schüsse und unmittelbar darauf den rasenden Galop eines Pferdes durch die Büsche.

VI.

Ein Drama.

In weniger als fünf Minuten waren alle Leute, durch die Schüsse erweckt, auf den Beinen und in dem Wohnhause versammelt. Jeder war, nachdem er sich in aller Eile angekleidet hatte, aus seiner Hütte gestürzt und herbeigeeilt.

Neger, Weiße und Mulatten durcheilten, mit Säbeln, Flinten, Pistolen, ja selbst mit Heugabeln und Stöcken bewaffnet und mit Fackeln in den Händen, das Innere des Hauptgebäudes und die nächsten Umgebungen der Plantage, um die Spuren der Meuchelmörder zu finden; denn man setzte voraus, daß ihrer mehrere waren; ein einzelner Mensch hätte es niemals gewagt, so in ein wohlgehütetes und von mindestens zwanzig treuen und entschlossenen Männern vertheidigtes Haus einzudringen.

Eine der ersten Personen, die in den Salon stürzten, war der französische Reisende, der zeitweilige Gast der Familie Colette, ein Gast, über dessen Persönlichkeit der

Leser keinen Zweifel haben wird, und dessen Namen zu nennen daher überflüssig ist.

„Mein Gott, was geht hier vor?“ rief er, indem er auf das junge Mädchen zustürzte, welches noch immer leblos in den Armen des Herrn von Biragne lag. „Armes Kind, sie ist todt.“

„Ich hoffe, daß sie es nicht ist,“ sagte der junge Mann traurig, „aber sie ist jedenfalls schwer verwundet und bedarf augenblicklicher Hülfe. Ich bitte Sie, mein Herr, helfen Sie mir, sie in ihr Schlafzimmer zu tragen.“

„Von ganzem Herzen,“ sagte der Franzose mit Bereitwilligkeit.

Die beiden Männer nahmen nun das junge Mädchen in ihre Arme und machten sich auf, um sie in ihr Zimmer zu tragen, gefolgt von den weinenden und händeringenden Dienerinnen, die voll Verzweiflung waren, ihre Herrin, welche sie anbeteten, in einem solchen Zustande zu sehen.

Plötzlich ertönte von draußen ein furchtbares Geschrei, die beiden Männer sahen sich mit dem Ausdrucke des Erstaunens, in das sich Schreck mischte, an, und blieben wie auf Verabredung stehen.

In demselben Augenblicke stürzte ein Weib von hinreißender Schönheit, blaß, erschöpft, mit aufgelöstem Haar und nur halb mit einigen Kleidungsstücken angethan, athemlos in den Salon.

Dieses Weib war Martha, die ältere Schwester Angela's und Herrn Joseph Colette's, die Gattin des Herrn Duvauchelle.

Ihre von Schmerz verzerrten Züge hatten einen Ausdruck der Verzweiflung, der unmöglich zu beschreiben ist,

ihre unsteten und im Fieber rollenden Augen blickten umher, ohne etwas zu sehen; ihre zusammengekrampften Hände hielten ein Stück eines bläulichen Stoffes fest; das Blut floß reichlich aus zwei Wunden, von denen ihr die eine am Kopfe neben der Schläfe und die andere am linken Arme beigebracht war.

Sie schien den Verstand verloren zu haben.

„Meine Tochter!“ rief sie mit rauher, halberstickter Stimme. „Meine Tochter! gebt mir meine Tochter zurück. Marie! Marie! wo ist sie?“

Sie blieb vor den beiden Männern stehen.

„Haben Sie sie gesehen?“ sagte sie barsch zu Herrn von Birague, indem sie ihn lebhaft am Arme faßte, und mit Heftigkeit schüttelte. „Marie, wo ist Marie? Geben Sie mir sie wieder. Ich will sie haben, es ist meine Tochter. Sprechen Sie, so sprechen Sie doch.“

Dann ohne eine Antwort des jungen Mannes abzuwarten, begann sie den Salon nach allen Richtungen zu durcheilen, indem sie, wie eine wüthende Löwin, Alles auf ihrem Wege umwarf und zerbrach und unaufhörlich mit dem Röcheln des Todeskampfes wiederholte: „Meine Tochter! Marie! O wo soll ich sie finden. Jules, Jules, rette Deine Tochter!“

Plötzlich blieb sie stehen und warf einen wilden Blick um sich; sie faßte mit beiden Händen nach ihrer keuchenden Brust und einen schrecklichen Schrei ausstoßend, der dem Gebrülle eines verendenden wilden Thieres glich, das Gesicht von einer erdfarbenen Blässe bedeckt, sank sie rücklings zu Boden, wie wenn der Blitz sie getroffen hätte.

Alle Anwesenden waren auf sie zugestürzt; die Diener

hatten sie in ihren Armen aufgefangen und so verhindert, daß sie sich den Kopf auf dem Parket zerschmettere.

Ihre Augen mit den glasigen Pupillen waren furchtbar weit offen; ein nervöses Zucken erschütterte ihren ganzen Körper und ein krampfhaftes Schluchzen schien ihre Brust zerreißen zu wollen.

„Beschäftigen Sie sich mit Ihrer Braut," sagte der Franzose mit leiser Stimme zu dem jungen Mann, „ich will indessen versuchen, diese unglückliche Frau zu retten."

„Mein Gott!" rief Herr von Biragne, schmerzlich bewegt, „welche entsetzliche Nacht! Sollte Marie entführt worden sein?"

„Ja," riefen mehrere Dienerinnen schluchzend, „wir haben sie überall gesucht, das arme Kind ist verschwunden."

Die Erklärung brachte eine furchtbare Wirkung auf die Anwesenden hervor.

Herr von Biragne erblaßte.

„Sollten wir wieder bei den bösen Tagen des Negeraufstandes angelangt sein," murmelte er, wie zu sich selbst sprechend.

Die anwesenden Diener beeilten sich Matrazen, Decken, Pölster und Kopfkissen zu bringen.

In weniger als zehn Minuten waren zwei Betten improvisirt, die beiden Frauen wurden sorgfältig eine neben der andern niedergelegt; der Franzose, welcher einige medicinische Kenntnisse besaß, leitete Alles, und schritt von den weinenden Dienern auf das eifrigste unterstützt daran, den beiden Frauen einen provisorischen Verband anzulegen.

Diese unvorhergesehenen, furchtbaren und sich über-

stürzenden Ereignisse hatten das abergläubische Gemüth der Neger vollkommen in Verwirrung gebracht.

Ein wahnsinniger Schrecken herrschte in diesem noch vor kurzem so ruhigen und friedlichen Hause, die Diener standen in eine Schaar zusammengedrängt und zitterten und bebten bei dem leisesten Geräusche.

In ihrer naiven Unwissenheit sahen sie in der furchtbaren Katastrophe, die so plötzlich in dem Zeitraume von kaum einigen Minuten über die Pflanzung hereingebrochen war, das Werk eines bösen Geistes.

Sie beteten mit Inbrunst, bekreuzten sich und küßten eifrig die verschiedenen Amulette, welche die Mehrzahl derselben, trotzdem sie Christen waren, um den Hals trug, und in welche sie jedenfalls mehr Vertrauen hatten, als in das Evangelium, dessen große und edle Gedanken sie nicht einmal zu begreifen im Stande waren.

So verstrichen zehn Minuten, während welcher man sich bemühte, das Haus wieder etwas in Ordnung zu bringen.

Es begann wieder Ruhe einzutreten, man war nach und nach etwas gefaßter geworden, als von draußen Schritte erschallten.

Fackeln flammten durch die Dunkelheit, und kurz darauf erschienen etwa zehn schwarze zum größten Theil bewaffnete Diener, die mehr in den Salon einbrachen als eintraten.

Die beiden Franzosen erfaßte sogleich die Ahnung eines neuen Unglückes, und sie stürzten gleichzeitig und wie auf Verabredung den neuen Ankömmlingen entgegen.

Vier von denselben trugen auf einer in der Eile im=

provisirten Tragbahre einen Mann, der kein Lebenszeichen von sich gab.

„Herr Colette,“ rief der Franzose.

„Todt,“ schrie Herr von Virague mit Entsetzen.

„Nein, mein Herr,“ sagte lebhaft ein junger Mulatte von einnehmendem Aeußeren, der zweiundzwanzig oder dreiundzwanzig Jahre alt sein mochte, Lucien Dornès hieß, und Secretär auf der Plantage war. „Nein, mein Herr, beruhigen Sie sich, dem Himmel sei Dank, er lebt.“

Herr von Virague wußte, daß dieser junge Mensch dem Pflanzer sehr ergeben war, er athmete wieder auf.

„Aber verwundet ist er doch?“ fragte er.

„Ich glaube nicht. Mein Herr ist blos ohnmächtig, er hat einen furchtbaren Sturz gemacht.“

„Wie? Einen furchtbaren Sturz? Was ist denn geschehen?“

„Ich weiß es nicht, mein Herr! Ich war, als ich die Schüsse hörte, von einigen Dienern gefolgt, aus der Hütte gestürzt, um zu erfahren was vorgehe und um zu versuchen, mich einiger der Leute zu bemächtigen, welche die Plantage so frech angegriffen hatten, als ich beinahe am Ende der Tamarinden-Allee angekommen, einen Reiter bemerkte, der mit verhängten Zügeln davon sprengte.“

„Ich laufe ihm nach, indem ich meinen Gefährten zurief, mir zu folgen, da stolperte ich plötzlich, und fiel einige Schritte weiter der Länge nach zu Boden. Als ich mich aufraffte, sah ich dicht neben mir einen leblosen Körper, die Diener kamen auf meinen Ruf herbei, mehrere von ihnen strauchelten, wie es mir geschehen war, einer oder zwei fielen sogar nieder.“

„Haben Sie die Ursache dieses mehrfachen Fallens bemerkt.“

„Ja mein Herr, ein Strick war der ganzen Breite der Allee nach von einem Baume zum anderen in einer Entfernung von ungefähr zwei Fuß vom Boden gespannt, und Steine waren hinter diesem Stricke aufgehäuft.“

„Welche teuflische Tücke!“

„Nach der Art und Weise, wie dieser Hinterhalt hergerichtet war, ist es ein Wunder, daß wir durch den Sturz nicht sogleich todt geblieben sind.“

„Aber diese Steine? Mir scheint doch, daß sie am Beginne des heutigen Abends nicht auf dieser Stelle waren,“ sagte Herr von Birague.

„Der Hinterhalt wurde erst gegen zwei Uhr des Morgens gelegt, kaum einige Augenblicke vor den Ereignissen, welche sich hier zugetragen haben,“ erwiederte lebhaft der junge Mensch; „ich bin dessen gewiß, denn ich bin erst gegen Mitternacht während des heftigsten Sturmes von Leogano, wohin Herr Colette mich geschickt hatte, zurückgekommen.“

„Das muß wirklich so sein. Herr Colette, ich und mehrere Diener sind erst um ein Uhr Morgens zurückgekommen, wir sprengten mit verhängten Zügeln dahin, und stießen in der Tamarinden-Allee auf kein Hinderniß.

„Das ist wahr,“ sagten die Schwarzen, welche früher ihren Herrn begleitet hatten, „wir sprengten im Carrière daher, und nichts hat unseren Lauf aufgehalten.“

„Fahren Sie fort,“ sagte Herr von Birague, der in tiefes Nachdenken versunken schien.

„Ich befaßte mich Anfangs nicht damit, die Ursache

meines Sturzes zu erforschen," sagte der Secretär der Plantage; „ich dachte nur an Herrn Colette. Er war es, der neben mir ausgestreckt lag, sein Kopf hatte sich an einen Stein angestoßen. Durch einen Zufall, den ich nicht erklären kann, für den ich aber Gott danke, war er so gefallen, daß sein Hut die Heftigkeit des Sturzes abgeschwächt hatte, nichts desto weniger war der Schlag heftig genug gewesen, um ihn des Bewußtseins zu berauben. Herr Colette hielt seine abgeschossenen Pistolen in der Hand und eine Blutlache, die ich einige Schritte weiter in einem der Büsche fand, bewies mir, daß seine Kugeln getroffen haben, und daß wenigstens einer der Meuchelmörder schwer verwundet sein müsse."

„Einer der Meuchelmörder? Sie glauben also, daß deren mehrere waren?"

Der junge Mensch lächelte voll Feinheit.

„Ich bin dessen gewiß," sagte er.

„Und seinen Finger auf den Mund legend," sagte er mit leiser Stimme.

„Seien wir vorsichtig, wir wissen nicht, wer uns hier hören kann."

„Ich verstehe Sie," sagte Herr von Biragne, indem er seine Hand faßte, „wer weiß, ob wir nicht von Verräthern umringt sind."

„Oder wenigstens von Spionen."

„Wissen Sie etwas darüber?"

„Ich weiß nichts, aber ich vermuthe sehr Vieles."

„Sie sind Ihrem Herrn ergeben?"

„Auf Leben und Tod."

„Ich werde vielleicht Ihrer bedürfen."

„Ich werde bereit sein."

Während dieses rasche Zwiegespräch zwischen den beiden Männern stattfand, hatte der Franzose, damit Herrn Colette, wenn er zum Bewußtsein käme, ein überaus schmerzlicher Eindruck erspart bleibe, die beiden Damen, unter Beobachtung der größten Vorsichtsmaßregeln, in ein anstoßendes Zimmer transportiren lassen, wo zwei Betten in der Eile für sie hergerichtet worden waren, die Matrazzen wurden hinausgetragen, dann wurde Herr Colette auf ein Ruhebett in dem Salon niedergelegt.

Herr von Viragne wandte sich von dem jungen Secretär ab, und näherte sich lebhaft dem Franzosen, der sich gewissenhaft mit der Ausübung seiner ärztlichen Pflichten beschäftigte.

„Nicht wahr, ich kann über Sie verfügen," sagte er ihm.

„Gewiß," erwiederte dieser lebhaft. „Was soll ich thun?"

„Zunächst mir das Mittel sagen, um meinen Freund in's Leben zurückzurufen."

„Ihm die Zähne aufbrechen, ihm ein stärkendes Mittel zu trinken geben, ihn reiben, und wenn die Ohnmachten fortdauern sollten, ihm zur Ader lassen."

„Gut, ich bin im Stande, das Alles zu thun; ich danke Ihnen, Ihre Vorschrift soll befolgt werden."

Dann sagte er, sich zu Lucien Dornès wendend, der unbeweglich am Eingange des Salons stehen blieb:

„Mein lieber Dornès geben Sie Befehl, daß man augenblicklich zwei Pferde, aber die besten Renner im

Stalle sattle. Nicht wahr, Sie verstehen mich," fügte er mit Absicht hinzu.

„Ja! mein Herr!" erwiederte der junge Mensch, indem er sogleich den Salon verließ.

„Was Sie betrifft, mein Freund," sagte Herr von Birague, indem er sich wieder zu dem Franzosen wandte, „so sehen Sie selbst, daß Gefahr im Verzuge liegt, wie wir Franzosen zu sagen pflegen, Sie werden mir daher erlauben, daß ich in diesem Hause der Verzweiflung den Befehl führe."

„Das versteht sich von selbst," erwiederte der Franzose lächelnd; „ja noch mehr, ich werde der erste sein, der Ihnen gehorcht."

„Ich danke Ihnen; ich erwartete nicht weniger von Ihnen, ich habe einen Dienst von Ihrer Freundschaft in Anspruch zu nehmen."

„Sprechen Sie!"

„Sie sollen zu Pferde steigen und mit verhängten Zügeln nach Port-au-Prince sprengen, die Polizei muß von dem, was heute Nacht hier vorgegangen ist, in Kenntniß gesetzt werden; dann bringen Sie zugleich einen Arzt mit zurück."

„Ist das abgemacht?"

„Gewiß."

„Ich danke Ihnen, aber vor allem, vergessen Sie nicht, Waffen mit sich zu nehmen."

„Ich werde mich hüten es zu vergessen, ich habe nicht die Absicht, mich wie einen Hasen tödten zu lassen."

„Wie? Sie wissen? . . ."

„Daß diese Elenden es hauptsächlich auf Sie und auf

mich abgesehen haben," unterbrach der Franzose Herrn von Biragne lächelnd. „Pardieu, ich habe es gleich vom Anfange an errathen, was auch die europäischen Negerfreunde, die von dem Charakter der Schwarzen keinen Begriff haben, sagen mögen, wir befinden uns hier unter Wilden, aber fürchten Sie sich nicht, ich bin ein alter Hase und habe ganz andere Dinge mitgemacht, ich bedaure den ersten, der sich unterstehen sollte, mir in den Weg zu treten."

„Auch ich bedaure ihn," sagte Herr von Biragne. „Also es ist abgemacht, sie sprengen ventre-à-terre nach Port-au-Prince."

„Und ich bringe nicht nur einen Arzt, sondern, wenn es möglich ist, auch einen höheren Polizeibeamten mit."

„O, daran hatte ich nicht gedacht."

„Das ist möglich, mein werther Herr, aber ich vergesse nie etwas, seien Sie unbesorgt, wir werden mit diesen Strolchen schon fertig werden."

„Gebe es Gott!"

„Das wäre nicht übel, wenn es anders wäre," sagte der Franzose, indem er sorgfältig die Läufe seiner beiden Revolver untersuchte.

„Die Pferde sind gesattelt," sagte der zurückkehrende Secretär.

„Glückliche Reise lieber Freund, und kommen Sie so bald als möglich zurück."

Die beiden Männer drückten sich die Hand und der Franzose ging hinaus.

Herr von Biragne öffnete seine Brieftasche, schrieb einige Worte mit Bleistift auf ein leeres Blatt derselben,

riß es dann heraus, und sagte, indem er dasselbe Dornès reichte:

„Mein lieber Lucien, Sie sehen, in welcher Lage wir uns befinden. Ungeachtet der vorgerückten Nachtstunde müssen Sie gleich fort nach Jeremias, wo sich in diesem Augenblicke Herr Duvauchelle befindet. Es ist wichtig, daß er so schnell als möglich von dem in Kenntniß gesetzt werde, was hier vorgegangen ist, allerdings nur bis zu einem gewissen Punkte. Ich glaube nicht nöthig zu haben, Ihnen Vorsicht anzuempfehlen.“

„Seien Sie unbesorgt, mein Herr, ich werde ihm nur das Nöthigste mittheilen. Ach, er wird nur zu früh das Unglück erfahren, das ihn betroffen hat.“

„Gut, Sie haben mich verstanden. Jetzt reiten Sie und vor Allem beeilen Sie sich: Sie wissen wie sehr wir in diesem Hause einen verläßlichen Diener, wie Sie einer sind, bedürfen.“

„Vor drei Uhr werde ich zurück sein.“

„Nun denn, glückliche Reise und vorwärts.“

Der junge Mann gab noch den Dienern einige andere Befehle, trug ihnen auf, das Haus gut zu bewachen, um neue Unglücksfälle zu verhüten, dann, nachdem er den Secretär hatte abreiten gesehen, näherte er sich langsam dem Sopha, auf welchem der Pflanzer lag.

In diesem Augenblicke schlug Herr Colette die Augen auf, wie ein Mann, der aus einem tiefen Schlafe erwacht, er war sehr blaß, seine Augen irrten einen Moment unstät umher, wie wenn er Jemanden gesucht hätte, den er zu sehen wünsche und nicht entdecken könne, plötzlich richtete

er sich auf und sagte mit hohler Stimme und drohendem Ausdrucke:

„Floréal Apollo?"

„Niemand hat ihn heute Nacht gesehen," sagte ein Neger, der an der Seite seines Herrn geblieben war.

„In der That," sagte der junge Mann, den diese Bemerkung plötzlich nachdenklich machte, „ich habe ihn während der düsteren Ereignisse dieser Nacht nicht gesehen."

Herr Colette erhob sich, wankte aber und stützte sich auf die Schulter seines Freundes."

„O!" rief er aus, „dieser Elende hat Alles auf seinem Gewissen. Sie haben ihn entlarvt, Louis. Ich bin überzeugt, der Mörder ist dieser Floréal."

„Wer ruft mich?" fragte der Neger, indem er ruhig und finster die Schwelle des Salons betrat.

Die beiden Männer fuhren entsetzt vor diesem furchtbaren Gespenste zurück, das sie selbst beschworen zu haben schienen, und das ihnen einen Blick von seltsamem und unheilverkündendem Ausdrucke zuwarf.

VII.

Katastrophen.

Einige Augenblicke lang herrschte Stillschweigen.

Herr von Biragne näherte sich mechanisch, ohne den Neger aus dem Gesichte zu verlieren, dem Tische, auf welchem seine Waffen lagen.

Floréal Apollo hatte nicht Einen Schritt vorwärts gethan; die Arme über die Brust gekreuzt, den Kopf hoch

erhoben, mit blitzenden Augen, die Lippen von einem ironischen Lächeln verzogen, blieb er unbeweglich auf der Schwelle des Salons stehen, und schien diejenigen herauszufordern, vor welchen er so plötzlich erschienen war.

Nach einem Stillschweigen von einigen Secunden war er es, der zuerst das Wort ergriff.

„Sie haben mich in meiner Abwesenheit angeklagt," sagte er mit dumpfer und drohender Stimme; „hier bin ich bereit Ihnen zu antworten, sprechen Sie, meine Herren; aber vor Allem, welches Verbrechens beschuldigt man mich?"

„Sie wagen es, das zu fragen," rief der junge Mann, indem er sich gegen seinen Willen von seiner Entrüstung fortreißen ließ.

„Herr von Birague, schweigen Sie," erwiederte kalt der Neger, indem er sich gegen den jungen Mann wandte und ihm einen wilden Blick zuwarf. „Abkömmling unserer Unterdrücker, Sie haben hier nichts zu schaffen. Ich erkenne Ihnen nicht das Recht zu, hier die Stimme zu erheben, weder um anzuklagen, noch um zu fragen. Lassen Sie," fügte er mit Bitterkeit hinzu, „lassen Sie meinen Milchbruder, diesen Mann, mit dem ich erzogen wurde, der mich liebt, und der mit Freuden sein Vermögen mit mir theilen will, lassen Sie ihn, der in einem Augenblicke alle Bande vergißt, die uns an einander fesseln, mich hier vor Allen des Mordes, der Entführung, des Diebstahls und Gott weiß wessen noch Alles anklagen. Es ist für mich wichtig zu wissen, wessen man mich beschuldigt, damit ich mich vertheidigen kann. Sprechen Sie Joseph; ich bin hier bereit, Ihnen zu antworten."

Herr Colette machte eine Anstrengung, um die Aufregung, die ihn beherrschte, zu besiegen, und indem er seiner Stimme, die gegen seinen Willen vor Schmerz zitterte, einige Festigkeit gab, sagte er mit dem Ausdrucke sanften Vorwurfes:

„Ich habe Dich mit Unrecht angeklagt, Floréal, verzeihe mir, aber als plötzlich die Ereignisse dieser Nacht auf mich hereinbrachen, drängten sich alle meine Freunde, alle meine Diener mit dem Eifer der unbedingtesten Hingebung um mich, Du allein bist nicht, wie es Deine Pflicht war, gekommen, um an meine Seite zu treten, um mich zu vertheidigen, oder um mir wenigstens zu helfen, die feigen Banditen zu entdecken, die hier eingedrungen sind, um diese friedliche Wohnung mit Blut, mit Thränen und mit Trauer zu erfüllen.“

„Es ist wahr, ich bin nicht gekommen, und, nicht wahr, meine Abwesenheit wurde übel ausgelegt, Alle Welt hat mich angeklagt, und Ihre Stimme vielleicht lauter, als die der Anderen?“

„Ich gestehe das ein, denn ich hatte mehr Vertrauen auf Dich, Floréal, als die Anderen.“

Der Neger antwortete nicht, er schüttelte zwei oder dreimal den Kopf, senkte ihn dann auf seine Brust und verharrte einen Augenblick im Stillschweigen.

„Ich verzeihe Ihnen,“ sagte er endlich mit hochmüthigem Ausdrucke. „Sie haben Blut der Weißen in Ihren Adern; und das macht Sie rasch zum Verdachte geneigt. Nein, ich bin nicht gekommen, das ist wahr, aber ich kam nicht, weil ich, während Ihr Euch hier, wie schwache und muthlose Frauen der Verzweiflung überließet, auf nichts

als die Stimme meiner Freundschaft für Sie hörend, und ohne weiter nachzudenken, sogleich die Verfolgung der Meuchelmörder begann."

„Sollte das wahr sein?" rief Herr Colette mit dem Ausdrucke des Zweifels.

„Es ist eine Lüge," sagte Herr von Birague mit Entschiedenheit, „denn der Meuchelmörder ist er."

„Ich?" erwiederte der Neger voll Verachtung, „nehmen Sie sich in Acht, Herr von Birague, denn in einer Secunde werde ich Ihnen den Beweis des Gegentheiles liefern."

Er verschwand für einen Augenblick, aber unmittelbar darauf erschien er wieder, in den Armen die Leiche eines Negers tragend, dessen Gesicht durch eine Larve aus einem groben Stoffe von röthlicher Farbe verhüllt war.

„Der Meuchelmörder," sagte er mit dem Ausdrucke des Triumphes, „der Meuchelmörder ist dieser da, und ich bin es, der ihn getödtet hat."

Bei diesen Worten, die er mit fester und weithin hallender Stimme sprach, warf er die Leiche des Negers mit einer solchen Heftigkeit auf den Fußboden, daß der Körper mit einem dumpfen und trockenen Ton zurückprallte.

Die beiden Männer sahen sich mit Bestürzung an, sie wußten nicht mehr, was sie denken sollten.

Floréal bückte sich und sagte, indem er die Larve von dem Gesicht der Leiche wegnahm: „Sehen Sie her, kennen Sie diesen Menschen?"

„Louison, einer meiner ältesten und treuesten Diener," rief Herr Colette mit trauriger Ueberraschung.

„Ja, Louison," sagte der Neger höhnend, „dieser

Diener, in den Sie ein so unbedingtes Vertrauen setzten, und der Sie verrieth, Louison, einer der ersten Häuptlinge der so gefürchteten Secte der Vaudoux."

„Mein Gott!" murmelte der Pflanzer, „das ist schrecklich! Ist es möglich, daß dieser Mann mein Feind war?"

Herr von Biraque schwieg, aber seine Blicke, die hartnäckig auf die finsteren Augen des Negers geheftet waren, schienen bis auf den Grund seines Gewissens dringen zu wollen, um dort die Wahrheit zu entdecken.

„Nun wohl," sagte Floréal mit herausfordernder Miene, „werden Sie gegenüber diesem unwiderleglichen Beweise, in Gegenwart dieser zu ihren Füßen hingestreckten Leiche noch fortfahren, mich zu beschuldigen? Werden Sie noch zu behaupten wagen, daß ich ein Meuchelmörder bin?"

„Ja! Meuchelmörder, Meuchelmörder!" schrie eine heisere Stimme mit furchtbarem Ausdruck.

Bei dieser unerwarteten Beschuldigung durchzuckt e ein Schauer den Körper des Negers; sein Gesicht nahm einen erschreckenden Ausdruck an und er wandte sich um, einer abergläubischen Furcht zur Beute.

Die Thür, welche zu dem anstoßenden Zimmer führte, in welches die beiden Damen getragen worden waren, war offen gelassen worden.

Auf den Thürpfosten gestützt, den Arm wie zum Fluche ausgestreckt, die Stirne aschfarben und die Augen funkelnd, stand Martha, die mit ihrem aufgelösten Haar und mit ihren langen weißen blutgefleckten Gewä ndern eher einem Gespenste als einem menschlichen Wesen ähnlich sah.

„Oh!“ rief Floréal, indem er voll Schrecken vor dieser furchtbaren Erscheinung zurückwich, „geben die Gräber ihre Todten zurück?“

„Meuchelmörder,“ schrie das junge Weib mit fieberhafter Energie, „Du hast Diesen, der hier am Boden liegt, zur Leiche gemacht, Du hast Louison, meinen treuen Diener, meinen Vertheidiger gemordet.“

Und indem sie mit einem wahren Tigersprunge auf den Neger losstürzte, faßte sie ihn bei seinem wolligen Haar und rief, indem sie ihn mit Heftigkeit schüttelte, mit furchtbarer Stimme:

„Mein Kind, Elender! Wo ist mein Kind, das Du entführt hast, gieb mir mein Kind zurück.“

Der Neger war einen Augenblick durch diese unvermuthete Erscheinung wie vernichtet; aber bald wieder Gewalt über sich gewinnend, rief er:

„Du lebst also noch!“ und dabei machte er eine verzweifelte Anstrengung, um sich von dem Griffe der jungen Frau zu befreien, was ihm jedoch nicht gelang, da die Verzweiflung die Kraft der unglücklichen Mutter verzehnfachte.

„Nun wohl, so werde ich Dich ein zweites Mal tödten.“ Dabei erhob er den Arm, um sie zu erdolchen.

Aber nun entspann sich ein verzweifelter, entsetzlicher, unbeschreiblicher Kampf zwischen dem Meuchelmörder und der jungen Frau.

Martha, deren Kräfte wie gesagt durch die Verzweiflung verzehnfacht waren, zerfleischte den Elenden, ohne ihn loszulassen, mit den Nägeln und den Zähnen.

Der Pflanzer und Herr von Biragne, erschreckt durch diese furchtbare Scene, versuchten vergebens der jungen

Frau zu Hülfe zu kommen; die beiden Gegner, in einander verschlungen wie zwei Schlangen, schossen von einem Ende des Salons zum andern, in einander verbissen, nichts sehend, nichts hörend, brüllend wie wilde Thiere und nur bestrebt, einander zu tödten.

„Mein Kind, mein Kind," rief fortwährend mit röchelnder Stimme die Mutter, indem sie ihre ohnedies wahrhaft wunderbaren Anstrengungen, dem Elenden die Augen auszudrücken oder ihn zu erwürgen, verdoppelte.

„Du mußt sterben," heulte dieser, indem er vergebens versuchte sich loszumachen.

Plötzlich verwickelten sich die Füße des Negers in den Kleidern der noch immer auf dem Fußboden liegenden Leiche Louison's; er strauchelte, verlor den Halt und stürzte zu Boden, indem er das junge Weib in seinem Sturz mitzog. Aber fast in demselben Augenblicke erhob er sich wieder und rief, indem er eine kurze Hacke, die er unter seiner Kleidung verborgen hatte, hervorzog: „Endlich."

Die Unglückliche lag bewußtlos auf dem Boden; der Neger schwang mit einem Triumphgeschrei die Hacke.

Es war um die arme Mutter geschehen.

Plötzlich warf sich Herr von Biragne, in jeder Hand einen Revolver haltend, auf Floréal, während der Pflanzer den Mörder von rückwärts faßte.

Ungeachtet seiner Riesenstärke wankte Floréal bei diesem doppelten Angriffe.

„Die Waffen weg, Elender!" rief Herr von Biragne, indem er den Neger bei der Kehle faßte; aber dieser machte sich durch eine rasche Bewegung frei.

„Niemals!“ brüllte er, indem er vor Wuth mit den Zähnen knirrschte.

„Zu Hülfe, zu Hülfe!“ rief der Pflanzer.

Man hörte die raschen Schritte der Diener, welche ihrem Herrn zu Hülfe eilten.

Floréal schien zu zaudern, er bückte sich und versammelte sich in sich selbst, den Körper nach vorwärts gebeugt, das Auge starr, wie ein lauernder Tiger; plötzlich schleuderte er durch eine heftige Bewegung den Pflanzer zehn Schritte von sich auf den Fußboden und stürzte mit hoch erhobener Hacke und ein wildes Triumphgelächter ausstoßend auf Herrn von Biragne los.

Der junge Mann entging dem Hiebe, indem er zur Seite sprang und schoß.

Der Neger beantwortete diesen Angriff durch ein entsetzliches Lachen und verschwand rasch wie ein Blitz mitten unter den Dienern, die erschreckt zur Seite traten und ihm freie Bahn ließen.

Herr von Biragne stürzte dem Meuchelmörder nach und feuerte noch vier Schüsse in der Dunkelheit auf ihn, aber wahrscheinlich ohne ihn zu treffen, denn er hörte noch einen Schrei des Triumphes und dann drang der Schall eines im rasenden Galop davon sprengenden Pferdes an sein Ohr.

Herr von Biragne kehrte finster und gedankenvoll in die Plantage zurück.

Als er in den Salon trat, blieb er stehen, und stieß bei dem Anblicke des seltsamen und herzzerreißenden Schauspiels, welches sich seinen erschreckten Blicken darbot, einen Schrei des Entsetzens aus.

Martha, auf dem Körper des von Floréal ermordeten Negers sitzend, sang mit lächelnder Lippe und thränenerfüllten Augen nach einer langsamen und eintönigen Melodie, mit süßer und rührender Stimme, die alle Anwesenden bis zum Schluchzen bewegte, eines jener einfachen creolischen Lieder, welche die Ammen von San-Domingo den Kindern in der Wiege zu singen pflegen, um sie einzuschläfern.

Der Pflanzer, einer finstern Verzweiflung zur Beute, kniete neben seiner Schwester und warf fast stumpfsinnige Blicke um sich, während schwere Thränen langsam aus seinen vom Fieber erhitzten Augen strömten.

„O mein Gott, mein Gott!“ murmelte er mit zusammengepreßten Lippen.

„Muth, mein Freund,“ sagte der junge Mann zu ihm, indem er die Hand auf seine Schulter legte.

„Sie sehen, die Unglückliche ist wahnsinnig!“

„Leider!“

Martha sang noch immer.

Es war ein zu gleicher Zeit rührendes und schreckliches Schauspiel: diese junge Frau mit der elfenbeinernen Blässe, an der nichts als die Augen zu leben schienen, die ruhig und lächelnd auf dieser entstellten Leiche saß und in Tönen göttlicher Harmonie ein süßes Wiegenlied sang.

Plötzlich unterbrach sich die junge Frau, ein Blitz erhellte ihren Blick, sie stand aufrecht da, schien einen Augenblick zu horchen, und rief dann mit von Schmerz erstickter Stimme:

„Mein Kind, o mein Kind!“

Dieser Ruf klang wie ein Sterberöcheln, und machte alle Anwesenden erschauern.

Mit einer letzten und äußersten Anstrengung faltete sie die Hände, wie zu einem stummen Gebete, erhob die Augen zum Himmel und fiel dann rücklings zu Boden, ohne einen Versuch zu machen, sich zu erhalten.

Man eilte ihr zu Hülfe.

Sie war todt.

Der Schmerz hatte sie getödtet.

„Martha, meine Schwester!“ rief der Mestize, „todt, o mein Gott!“

In diesem Augenblicke hörte man draußen lauten Lärm, der französische Gast des Pflanzers kam von Port-au-Prince zurück, ein Arzt begleitete ihn.

Hinter ihm trat ein höherer Agent der Polizei, gefolgt von einem Offizier und etwa dreißig Soldaten ein.

Ihre in Unordnung gerathenen und mit Koth bedeckten Kleider bezeugten, in welcher Eile sie von Port-au-Prince auf die Plantage des Herrn Joseph Colette gekommen waren.

VIII.

Lucien Dornès.

Es war vier Uhr Morgens, am Himmel zeigten sich bläuliche Tinten, der Tag begann anzubrechen; die Sonne, schon am Horizonte emporgestiegen, warf nach allen Richtungen ihre Flammengarben mit dunkelgelben Rändern und nahm der Landschaft den finsteren und wilden Ausdruck, den sie in der Dunkelheit hatte, um ihr den Charakter des Großartigen und Majestätischen zurückzugeben.

Die Vöglein erwachten eins nach dem andern unter dem schützenden Laubdache, und begannen um die Wette jenes harmonische Concert anzustimmen, jene göttliche Hymne an den Schöpfer, mit welcher sie jeden Morgen den Sonnenaufgang feiern.

Diese lächelnde, ruhige, ausgeruhte und in ihrer einfachen und erhabenen Ruhe imposante Natur bildete einen schmerzlichen Gegensatz zu dem finsteren und trostlosen Anblick des Hauses, welches während der Nacht in so verhängnißvoller Weise der Schauplatz so düsterer und unheilvoller Scenen gewesen.

Der Polizeibeamte waltete sogleich seines Amtes und begann augenblicklich eine Untersuchung über die Thatsachen, deren Schauplatz die Plantage während der vergangenen Nacht gewesen.

Diese Untersuchung, welche Herr Chauvelin, der höhere Polizeibeamte, der von Port-au-Prince gekommen war, leitete, wurde gleich von Anbeginn mit Kraft geführt.

Herr Chauvelin, ein unterrichteter, verständiger und ehrlicher Mann, legte bei den Nachforschungen, welche er anstellte, Beweise von bemerkenswerther Feinheit und Unparteilichkeit ab.

Sein erstes Geschäft war, alle Diener der Plantage, sowohl Neger als Farbige, einem Verhör zu unterwerfen.

Unglücklicherweise wußten diese Leute, die zum größten Theil ihrem Herrn sehr ergeben waren, nichts oder nur sehr wenig, und ihre Angaben warfen nur wenig Licht auf diese geheimnißvolle Angelegenheit.

Aus ihren Angaben ging hervor, daß sie Alle sich schon seit lange in ihre Hütten zurückgezogen hatten, daß



sie schliefen, und daß sie von diesen schrecklichen Ereignissen, von denen sie nicht wußten, welchen Ursachen sie dieselben zuschreiben sollten, überrascht worden waren, daß sie Niemanden kannten, der ihrem Herrn feindlich gesinnt sei, da derselbe allgemein geliebt werde.

Herr Chauvelin erkundigte sich nun mit unruhiger Besorgniß, in welchem Zustande sich Fräulein Angela, die jüngste Schwester des Pflanzers, welche zuerst verwundet worden war, befinde.

Als Fräulein Colette, deren Verwundung zwar ziemlich schwer, aber doch nicht so gefährlich war, als man anfangs vermuthet hatte, erfuhr, daß ein höherer Polizeibeamter sich auf der Plantage befinde, erbot sie sich selbst, alle Aufklärungen zu geben, welche in ihrer Macht standen, um die Nachforschungen der Justiz zu unterstützen.

Das junge Mädchen wußte nichts von dem Tode ihrer Schwester und von der Entführung ihrer kleinen Nichte Marie, sie glaubte, daß sie allein das Opfer der Wuth der Meuchelmörder geworden. Ihr Bruder und Herr von Birague hatten dem Rathe des Arztes zu Folge sie von den schrecklichen Ereignissen, welche auf das Attentat, dessen Opfer sie geworden, gefolgt waren, nicht unterrichtet, um den traurigen Zustand, in dem sie sich befand, nicht noch zu verschlimmern.

Man führte Herrn Chauvelin in das Schlafzimmer der Verwundeten.

Das junge Mädchen erzählte ganz naiv den Besuch der Roseïde Sumera, und das was in den zwei oder drei Stunden, welche dieselbe auf der Plantage verweilt hatte, vorgefallen war, dann berichtete sie erröthend und ein

wenig stammelnd, wie sie sich, nachdem sie sich verkleidet hatte, in die Hütte der Negerin begeben, endlich Alles was dem Schusse, der so unvermuthet in ihren eigenen Salon von einem Individuum, das sie nur flüchtig erblickt, und das sie unmöglich wieder erkennen könnte, auf sie abgefeuert worden war, vorhergegangen war.

Während der ganzen Zeit, welche die Erzählung des jungen Mädchens dauerte, blieb Herr Chauvelin, die Augen fest auf sie gerichtet anscheinend kalt und ruhig, aber er prägte dabei sorgfältig Alles, was er hörte, seinem Gedächtnisse ein.

Als sie schwieg, betrachtete er sie während einer oder zwei Minuten aufmerksam.

„Ist das Alles, mein Fräulein," fragte er sie endlich, „haben Sie nichts hinzuzufügen?"

„Nichts, mein Herr," antwortete sie mit ihrer sanften und harmonisch klingenden Stimme.

„Ich wünschte einige Fragen an Sie zu richten. Fühlen Sie sich stark genug, mein Fräulein, um diese Unterredung noch um zehn Minuten oder eine Viertelstunde zu verlängern?"

„Sprechen Sie, mein Herr, ich werde Ihnen antworten," erwiederte sie.

Ihr Bruder reichte ihr ein Glas, in welchem sich ein von dem Arzte verordnetes beruhigendes Getränke befand, sie trank und gab das Glas lächelnd zurück.

„Ich bitte Sie ernstlich um Entschuldigung, Fräulein," sagte Herr Chauvelin mit einer gewissen Verlegenheit, aber meine Pflicht zwingt mich gewisse Fragen an Sie

zu richten; übrigens ich wiederhole es Ihnen; steht es Ihnen frei, mir nicht zu antworten."

„Ich erwarte diese Fragen, mein Herr."

„Haben Sie nach Ihrem besten Wissen Feinde, mein Fräulein?"

„Feinde?" fragte sie mit Erstaunen.

„Ich will mich deutlicher erklären, mein Fräulein. Glauben Sie, daß ein Mann, oder eine Frau oder selbst ein Kind, mit Einem Worte, daß irgend Jemand Sie hasse?"

Ein engelhaftes Lächeln verklärte das blasse Gesicht des jungen Mädchens.

„Wie wäre das möglich, mein Herr?" sagte sie, „ich habe wenigstens mit Bewußtsein niemals irgend Jemandem etwas zu Leide gethan."

Der Beamte der Sicherheitspolizei schüttelte mehrmals den Kopf.

„Sie sind gut, mein Fräulein, Sie sind sogar zu gut; denn alle Armen, Kranken und Gebrechlichen, die das Glück haben in Ihre Nähe zu kommen, werden sogleich von Ihnen unterstützt und mit Wohlthaten überhäuft. Ich weiß es seit lange, daß Sie viele Leiden in Freuden verwandelt, viele Thränen getrocknet haben. Die Neger nennen Sie in Ihrer naiven Ausdruckweise mit Recht die trostreiche Jungfrau, sie lieben und bewundern Sie."

„Nun also," murmelte sie, über diese Lobeserhebungen über und über erröthend.

„Nun also," erwiederte er kalt, „eben deshalb frage ich Sie ja, ob Sie Feinde haben, denn gerade weil Sie so gut sind, müssen Sie deren viele haben."

Bei diesen Worten, in welchen das junge Mädchen

ein seltsames Paradoxon erblickte, sah sie der Herr Chauvelin mit erstaunter Miene an.

„Ich verstehe Sie nicht, mein Herr," sagte sie, indem sie unschuldsvoll lächelte.

„Mein Gott, mein Fräulein, ich weiß wirklich nicht, wie ich mich deutlicher erklären soll; meine Mission ist außerordentlich schwer zu erfüllen, und, um mich verständlich zu machen, sehe ich mich zu meinem Leidwesen gezwungene Ihre theuersten Illusionen zu zerstören."

Indem Herr Chauvelin so sprach, warf er in wirklicher Verlegenheit einen ängstlichen Blick auf die beiden Männer, die neben ihm standen, wie um ihre Unterstützung in Anspruch zu nehmen.

Herr von Birague verstand die stummen Bitten des Polizeibeamten, er näherte sich leise dem Bette, und indem er die feuchten Hände des jungen Mädchens in die seinigen nahm, sagte er: „Ich bin der Bräutigam des Fräuleins Colette, und ich kann, wenn Sie es erlauben, etwas versuchen, was ein Anderer vielleicht nicht könnte. Ich werde daher, mein Herr, es auf mich nehmen, dem Fräulein Ihre Worte zu erklären."

Und dabei verbeugte er sich höflich vor dem Polizeiagenten.

„Sie kommen meinem Wunsche zuvor," erwiederte der Agent mit verbindlichem Lächeln. „Niemand wäre geeigneter als Sie, meine Gedanken in passender Weise dem Fräulein klar zu machen."

„Meine theure Angela!" sagte nun Herr von Birague, „die Worte des Herrn, die scheinbar so dunkel und

unverständlich für Sie sind, sind nichts desto weniger ganz einfach und leicht zu erklären."

„Die menschliche Natur ist durch eine verhängnißvolle Anlage ihrer Organisation wesentlich böse, so lange der dichte Schleier, der ihre Intelligenz verhüllt, nicht durch den Unterricht, diese göttliche Leuchte zerrissen wird, welche allein die geistige Finsterniß des Menschen erleuchten und sein Herz bilden kann, indem sie ihn den Unterschied lehrt, der zwischen Gut und Böse besteht. Das Gute, das man gewissen unwissenden und durch das Elend lasterhaft gewordenen Wesen erweist, erzeugt folglich in ihren Herzen statt der Dankbarkeit, auf die man hoffen zu dürfen glaubt, den Undank, den Neid und den Haß. Diese Leute ziehen sich auf sich selbst zurück, sie fühlen sich verletzt, sie fassen Wohlthaten als Beleidigungen auf, sie fühlen sich durch die Verpflichtung, die man ihnen auferlegt, gedemüthigt, und haben nur noch Einen Wunsch, nämlich den, sich an ihren Wohlthätern zu rächen."

„O," murmelte das junge Mädchen voll Traurigkeit, „ist denn so etwas möglich?"

„Glücklicherweise ist diese Regel keine allgemeingültige," sagte Herr von Biragne lebhaft, „sie erfährt, Gott sei Dank, zahlreiche Ausnahmen. Nichts desto weniger, meine theure Angela, muß ich Ihnen gestehen, daß diese Ausnahmen nur selten unter den Negern und den Farbigen der niederen Stände vorkommen, da der Geist derselben schon verkümmert durch Unwissenheit und Elend, vollends durch den albernen aus Afrika stammenden Aberglauben abgestumpft wird, da sie nur Christen mit den Lippen sind und daher nicht die milden Gebote unserer

Religion der Liebe, die sie gar nicht kennen, sondern in Wirklichkeit abgeschmackte Glaubenslehre befolgen, welche ihnen von ihren Zauberern gepredigt werden, und deren Grundlage der Neid, der Haß und die Rache, diese drei wilden Leidenschaften der uncivilisirten Stämme bilden. Verstehen Sie mich, meine theure Angela?"

„Ja," sagte sie traurig lächelnd, „ja ich verstehe Sie, mein Freund."

„Dieses also vorausgesetzt," fuhr Herr von Biragne mit einem gewissen Nachdrucke fort, „glauben Sie, meine theure Angela, daß Sie unter den Negern, und zwar nicht nur unter denen, die Sie so häufig unterstützt haben, sondern auch unter denen, mit welchen Sie, sei es durch die Stellung derselben auf der Plantage Ihres Bruders, sei es durch gewisse Beziehungen in der Nachbarschaft, am öftesten in unmittelbare Beziehungen gekommen sind, glauben Sie, sage ich, daß Sie unter diesen Leuten Feinde haben?"

Das junge Mädchen, dessen Gesichtsfarbe sich während dieser Unterredung leicht geröthet hatte, wurde plötzlich von einer entsetzlichen Leichenblässe.

„Mein Gott," rief Herr von Biragne, „erschreckt von dieser plötzlichen Veränderung, was fehlt Ihnen denn Angela? Bei meiner Seele. Sie verlieren ja das Bewußtsein."

„Es ist nichts," erwiederte sie mit schwacher und kaum vernehmbarer Stimme; „ich danke Ihnen, mein theurer Louis, ich fühle mich schon besser; aber Ihre Worte haben in meinem Geiste ein furchtbares Licht erweckt. Ich wage es nicht die Namen auszusprechen, die sich auf meine



Lippen drängen,“ fügte sie hinzu, indem sie auf ihren Bruder, der blaß und unbeweglich neben ihr stand, einen Blick vom seltsamen Ausdrucke warf.

„Fürchte nicht, mich zu betrüben, Angela!“ sagte der Pflanzer, „ich muß diese Namen erfahren. Ist der erste derselben nicht der meines Milchbruders Floréal Apollo?“

„Ja, mein Bruder, ich weiß nicht warum, aber dieser Mensch flößt mir Furcht ein.“

„Ich weiß warum,“ murmelte der Mestize mit funkelndem Auge.

„So oft er mich zufällig begegnet, führt er so seltsame Reden.“

Ja! ja! und der Andere, wer ist der Andere, sprich ohne Furcht, armes, theures Kind.“

„Der Andere,“ erwiederte Fräulein Colette, „ist ein armer Unglücklicher, den ich eines Tages vor Hunger sterbend auf der Schwelle unseres Hauses fand und den ich unterstützt habe.“

„Congo Pellé.“

„Ja! mein Bruder und dann und dann . . . meine Amme.“

„Roséide Sumera, diese Elende! Dieses erbärmliche Geschöpf, der wir Alles gegeben haben, was sie in diesem Augenblicke besitzt und in deren Höhle ich heute Nacht beinahe ermordet worden wäre,“ sagte Herr Colette mit drohender Stimme.

„Ja sie, mein Bruder,“ murmelte leise das junge Mädchen.

„Verzeihen Sie mir, wenn ich eine Frage an Sie richte,“ sagte der Polizeiagent, „haben Sie, mein Fräu-



lein keiner der Männer erkannt, welche gleichzeitig mit Ihnen bei diesem Weibe waren?"

„Keinen, mein Herr!"

„Ich danke Ihnen, mein Fräulein," sagte der Agent der Sicherheitsbehörde, indem er aufstand, um Abschied zu nehmen; „ich will Sie nicht länger belästigen, gebe Gott, daß Sie bald von Ihrer Wunde hergestellt seien."

Mit diesen Worten grüßte er hochachtungsvoll Fräulein Angela Colette, und ging hinaus, gefolgt von dem Bräutigam und dem Bruder des jungen Mädchens, welches, ermüdet durch diese lange Unterredung, das dringende Bedürfniß nach einigen Stunden Ruhe empfand.

„Nun?" fragte der Pflanzer, als die drei Männer das anstoßende Zimmer erreicht hatten.

„Das Alles ist sehr ernst," erwiederte Herr Chauvelin mit sorgenvoller Miene.

Dann, als er den Capitän der Milizen erblickte, der ruhig, seine Cigarre rauchend, in der Vorhalle des Hauses auf und ab ging, sagte er zu demselben: „Capitän, schicken Sie vier Mann, geführt von einem Officier auf die Straße nach Leogano, ungefähr zwanzig Meter vor den Thoren dieser Stadt in die Hütte einer gewissen Roséide Sumera. Dieses Weib muß verhaftet und augenblicklich hierher gebracht werden, eben so wie alle Individuen, wer sie auch immer sein mögen, die in ihrer Behausung angetroffen werden sollten."

Der Capitän warf seine Cigarre fort, salutirte und entfernte sich sogleich.

„Wollen Sie die Güte haben," sagte der Polizeiagent,

sich zum Pflanzer wendend, „den Mann Namens Congo Pellé rufen zu lassen, ich will ihn sogleich verhören.“

„Congo Pellé hat gestern bei Sonnenuntergang heimlich das Haus verlassen, mein Herr, seit dieser Zeit ist er nicht mehr zum Vorschein gekommen und ich habe diesen Elenden im Verdacht, daß er nicht nur im Einverständnisse mit Floréal Apollo ist, dessen unzertrennlichen Schatten er bildet, sondern sogar, daß er mit ihm entflohen ist.“

„Hm; Hm! Das ist in der That wahrscheinlich,“ sagte der Polizeiagent, indem er mehrere Male nachdenklich mit dem Kopfe schüttelte; „Alles das ist ernst, sehr ernst, bei meiner Ehre. Wo ist die Leiche des Negers, der getödtet wurde?“

„Hier in diesem Salon, mein Herr. So wie ihn Floréal Apollo hingeworfen hat, so ist er liegen geblieben. Ich habe verboten, daß irgend Jemand die Leiche berühre, bevor Sie dieselbe nicht untersucht haben.“

„Sie haben sehr Recht daran gethan, mein Herr! führen Sie mich hin, ich bitte Sie.“

Sie traten in den Salon ein.

Die Leiche des unglücklichen Dieners lag auf dem Fußboden, wie es der Pflanzer gesagt hatte, auf derselben Stelle, auf welche sie Floréal Apollo in so brutaler Weise hingeworfen hatte; seine abgenommene Larve lag neben ihm.

Als der Agent der geheimen Polizei die Leiche sah, konnte er eine Bewegung des Schreckens und einen Ausruf des Erstaunens nicht zurückhalten.

„Was haben Sie denn, mein Herr,“ fragte der Pflanzer mit unruhiger Besorgniß.“

„Was bedeutet diese rothe Larve?“ rief Herr Chauvelin, ohne auf die an ihn gerichtete Frage zu antworten. „War dieser Mensch denn ein Vaudou?“

„Nein, mein Herr, er war im Gegentheile ein ehrlicher und treuer Diener.“

„Aber was bedeutet denn diese Larve?“

„Es ist mir unmöglich, Ihnen in dieser Beziehung eine bestimmte Antwort zu geben, mein Herr! aber ich vermuthe, daß Floréal Apollo sein Opfer mit dieser Larve verhüllt hat, damit dasselbe in unseren Augen für einen Vaudou gelte.“

Nun ereignete sich mit einem Male etwas sehr Seltsames, welches auch ganz unbetheiligten Leuten Stoff zu ernstem Nachdenken hätte geben müssen.

Herr Chauvelin schien seine ganze frühere Energie plötzlich verloren zu haben, er stammelte, seine Gesichtszüge waren von Furcht verzerrt und seine Blicke irrten in allen Richtungen umher, wie wenn er gefürchtet hätte, plötzlich ein entsetzliches Ungeheuer vor sich erscheinen zu sehen.

„Vaudoux,“ murmelte er mit leiser und unartikulirter Stimme, über deren Ausdruck man sich unmöglich täuschen konnte. „Mein Gott, wir haben es also mit den Vaudoux zu thun.“

Er fürchtete sich.

In diesem Augenblicke vernahm man lautes Geschrei vor dem Hause und die drei Männer stürzten, ein neues Unglück fürchtend, hinaus.

Ein Pferd mit weißem Schaum bedeckt, kam in voller Carrière mit Blitzesschnelligkeit durch die Tamarindenallee dahergesprengt.

Auf diesem Pferd saß ein vollständig nackter Mann, welcher sich in seltsamen Krümmungen wand, und unheimliche Körperbewegungen machte.

Einige Schritte vor dem Hause angelangt, strauchelte das Pferd plötzlich mit allen vier Füßen zugleich, und schleuderte seinen Reiter über den Kopf hinweg.

Dieser, welcher sich durch den Sturz nicht verletzt zu haben schien, sprang sogleich mit einem Satze empor, und begann, indem er ein krampfhaftes Lachen ausstieß, in das sich Lieder, Geschrei und Worte ohne Zusammenhang mischten, zu tanzen, zu springen, und sich wie ein Kreisel um sich selbst zu drehen, wie ein Geschöpf, das den Verstand verloren hat.

Auf ein Zeichen des Pflanzers waren die Bedienten herbeigestürzt, um sich des unglücklichen Wahnsinnigen zu bemächtigen, aber plötzlich fuhren sie mit einem Schrei des Schreckens zurück.

„Mein Gott," rief der Pflanzer entsetzt, „Lucien Dornès."

Es war in der That der unglückliche junge Mann, welcher einige Stunden früher nach Jeremias fortgeritten war.

Was war vorgegangen? Welches düstere Ereigniß hatte ihn in diesen entsetzlichen Zustand versetzt.

Indessen setzte der Unglückliche seine wüthenden Sprünge fort, lachend, singend und zuweilen schreckliche Schmerzensschreie ausstoßend, die dem Röcheln eines Sterblichen glichen.

Man bemerkte jetzt, daß eine Eidechse der gefährlichsten Art um seinen Hals geringelt war.

„Sehen Sie," lispelte Herr Chauvelin dem Pflanzer in's Ohr, „dieser Mann ist verloren, diese Eidechse ist die heilige Eidechse der Vaudoux."

Plötzlich stieß der junge Mensch zwei oder drei fürchterliche Schreie aus, riß mit einer heftigen Bewegung die Eidechse von seinem Halse, und nachdem er sie um seinen Kopf geschwungen, warf er sie weit von sich, mitten unter den erschrockenen Schwarm der Diener, dann nahm er einen Anlauf und stürzte sich mit dem Satze eines wilden Thieres in einen Teich, der höchstens zehn Schritte von dem Hause entfernt war.

„Retten wir ihn, retten wir ihn," rief der Pflanzer voll Verzweiflung; „o mein Gott, der Unglückliche ist wahnsinnig, er wird ertrinken."

Und nur an den armen Wahnsinnigen denkend, der in Gefahr war, so elend zu Grunde zu gehen, entledigte er sich eilig der Kleider, die ihn hemmten, und sprang entschlossen an derselben Stelle in's Wasser, an welcher der junge Mensch verschwunden war.

Die Anwesenden schauderten vor Entsetzen und Mitleid.

Die Diener durch die Aufopferung ihres Herrn an ihre Pflicht gemahnt, drängten sich in Massen um die Ufer des Teiches, um für jedes Ereigniß bereit zu sein und Hülfe bringen zu können.

Das Wasser schäumte und bildete ungeheure sich immer mehr erweiternde Kreise an der Stelle, an welcher die beiden Männer untergesunken waren, aber nichts erschien auf der Oberfläche.

Die Bestürzung war furchtbar. Todesschweigen

herrschte in dieser erschreckten Menge, endlich nach drei oder vier Minuten erschien ein Mann auf der Oberfläche.

Ein Ruf der Freude rang sich Allen aus der athemlosen Brust.

Dieser Mann war Herr Colette.

Er hielt den leblosen, erstarrten und bewegungslosen Körper des armen Lucien Dornès an seine Brust gepreßt.

Herrn von Birague von mehreren Dienern unterstützt, gelang es, ihn so wie die schwere Last, die er trug, an's Ufer zu ziehen und auf den Grasplatz zu betten.

Der Pflanzer, durch den erbitterten Kampf, den er ohne Zweifel gegen den Menschen, den er retten wollte, unter dem Wasser hatte kämpfen müssen, halb ohnmächtig blieb einige Augenblicke ohne Bewegung, blaß, die Augen geschlossen und scheinbar unempfindlich gegen die Hülfeleistungen, mit denen man ihn überhäufte.

Lucien Dornès war todt.

Endlich, nach ungefähr zehn Minuten, öffnete Joseph Colette wieder die Augen, stand auf, und entfernte sich, auf den Arm seines Freundes gestützt, mit langsamen Schritten, nachdem er einen letzten Blick der Theilnahme auf die zu seinen Füßen ausgestreckte Leiche geworfen.

„Mein Herr," sagte der Agent der geheimen Polizei, indem er sich eiligst dem Pflanzer näherte, „die Ereignisse, welche hier vorgehen, sind so seltsamer Natur, daß ich zu meinem großen Bedauern gezwungen bin, Sie augenblicklich zu verlassen, um dem Präsidenten der Republik meinen Bericht abzustatten."

„Gehen Sie, mein Herr," erwiederte Herr Colette

mit einem traurigen Lächeln, in dem eine geheime Bitterkeit lag, indem er sich von Schmerz und Ermüdung erschöpft auf einen Divan niedersinken ließ. „In der That, welche Hülfe könnten Sie uns auch hier wohl leisten?"

„In einigen Stunden werde ich von Port=au=Prince zurückkehren, ich schwöre es Ihnen bei meiner Ehre, mein Herr," erwiederte der Agent, der das Gewicht dieses indirecten Vorwurfes wohl begriff, und innerlich beschämt über sein Benehmen war, dessen Feigheit er sich selbst eingestehen mußte.

Der Pflanzer machte, ohne zu antworten, nur ein leichtes Zeichen mit dem Kopfe.

Der Polizeiagent ging eilig hinaus.

Zehn Minuten später sprengte er von zwanzig Reitern begleitet auf der Straße nach Port=au=Prince dahin.

IX.

Die Secte der Vaudoux.

Die schmähliche Flucht des Agenten der Sicherheitsbehörde, die offenbare Feigheit, mit der er, alle Pflichten seiner Stellung außer Acht lassend, in der kritischen Lage, in der sich das Haus des Herrn Colette befand, seinen Posten verließ, machen es nöthig, hier in Einzelnheiten einzugehen, welche, ohne das Benehmen jenes öffentlichen Beamten vollständig zu rechtfertigen, es doch ohne Zweifel in den Augen des Lesers dadurch in einem weniger ungünstigen Lichte erscheinen lassen werden, daß sie in kurzen Worten diese furchtbare Verbindung der Vaudoux schildern, deren bloßer Name auf den Antillen und selbst in

einem Theile Nordamerika's hinreicht, selbst die Tapfersten vor Schrecken erstarren zu machen.

Uebrigens zeigen die Art und Weise, in welcher die Regierung von Haiti den Proceß führte, der uns hier beschäftigt, die unverantwortliche Aengstlichkeit, welche sie bei den Debatten über diese entsetzliche Angelegenheit an den Tag legte, die Strenge, mit welcher man den Richtern verbot, Fragen an die Angeklagten zu stellen, welche dahin geführt hätten, die ungeheuren Verschlingungen des schrecklichen Netzes, welches Haiti umschließt, bloszulegen, alle diese Umstände zeigen, bis zu welchem Grade die Vaudoux, deren Gifte überall tödtlich zu wirken verstehen, selbst den Spitzen der Regierung Furcht eingeflößt haben.

Wir glauben, daß es an der Zeit ist, endlich die Wahrheit über ein Land zu sagen, in welchem ein so furchtbarer Götzendienst möglich ist, und in welchem die Civilisation so eigenthümliche Resultate zu Tage fördert.

Niemand kann mehr als wir für die Emancipation der Neger und für die Abschaffung der Sclaverei sein; aber wir haben uns während unserer langen Reisen die Neger in der Nähe besehen; wir haben fast bei ihnen und hauptsächlich mit ihnen gelebt; wir haben uns selbst oft und nach eingehenden Studien mit der größten Unparteilichkeit die Frage gestellt, ob diese unglückliche Race wirklich für eine Massen-Emancipation reif sei, und wir haben diese Frage immer mit Nein beantworten müssen.

Man muß die Neger erst unterrichten, sittlich machen, aufklären; die Freiheit wird dann die logische Folge dieser geistigen Fortschritte sein.

Ohne Bildung und ohne Sittlichkeit ist keine Eman-

cipation möglich, weil der Neger ohne dieselben unfähig ist, die Wohlthaten derselben zu begreifen.

Wir haben die von den Vereinigten Staaten gegründete Republik Liberia gesehen, deren Bewohner ohne die mindesten Bedenken und im Angesichte und mit Wissen aller Welt ihre Stammesgenossen den europäischen Sclavenhändlern verkaufen.

Liberia ist auf diese Art eine Station für den Sclavenhandel geworden.

Die Gründer dieses Staates erwarteten wahrscheinlich ein solches Resultat nicht.

Die Bewohner von Haiti sind seit fast einem Jahrhundert frei.

Welchen Nutzen haben sie aus dieser Freiheit gezogen, welches Resultat haben sie erlangt?

Mit einigen seltenen Ausnahmen fehlt ihnen die Bildung vollständig; die Bande der Familie sind ohne Kraft, der Sinn für Sittlichkeit ist durchaus nicht geweckt.

Wir wiederholen daher aus innerster unabänderlicher Ueberzeugung, daß die einzig mögliche Emancipation der schwarzen Race die stufenweise sei, das heißt, die auf der Bildung der Freigelassenen begründete; dann aber auch nur dann werden die Neger in der großen menschlichen Familie ihren Platz neben den anderen Racen einnehmen können.

Die Vaudoux sind in allen sclavenhaltenden Staaten der Vereinigten Staaten von Nord-Amerika, vorzüglich aber in Texas und Louisiana in großer Anzahl verbreitet.

In New-Orleans war vor einigen Jahren — und vielleicht ist es auch noch heute der Fall — ihre Existenz



der Polizei ganz genau bekannt; sie schloß jedoch gefällig die Augen vor ihren Unthaten.

Vielleicht fürchtete sie sich vor ihnen.

Aber auf San-Domingo, in den früher französischen Besitzungen, welche jetzt die Republik Haiti bilden, kommen die Vaudoux am häufigsten vor; hier scheinen sie, so zu sagen, ihr Hauptquartier aufgeschlagen zu haben.

Die Herren Abbé Domenech, Alexander Bonneau, Drouin de Bercy, Ardouin und Moreau de Saint-Méry haben über diesen entsetzlichen Götzendienst höchst bemerkenswerthe Artikel geschrieben, die nur in Frankreich zu wenig gelesen wurden, aber die wir als reiche Quellen benützen werden; wir werden, indem wir unsere eigenen merkwürdigen Beobachtungen hinzuzufügen versuchen, endlich einmal diese seltsame Secte zu charakterisiren suchen, welche unter ihren Anhängern nicht nur Neger und Farbige, sondern unerklärlicher und schändlicher Weise sogar Weiße zählt, von denen einige sogar hohe Stellungen in dieser furchtbaren Verbindung einnehmen.

Die Secte der Vaudoux stammt aus Afrika.

Sie wurde, wie man behauptet, zu einer Zeit, welche genau zu bestimmen unmöglich ist, auf der Insel Haiti durch die Aradas oder Ardrah, einem Stamm von der Küste von Benin zwischen dem unteren Quellengebiete des Quellon und des Dou, eingebürgert.

Diese Secte existirt auch wirklich noch unter den Stämmen der Küste von Benin, besonders in dem Gebiete der Aradas und der Juidah.

Welches ist der eigentliche Zweck der Vaudoux?

Es ist noch nicht gelungen, dies festzustellen; aber das

weiß man, daß die vorzüglichsten Hebel ihrer Handlungsweise Interesse, Habsucht und Rachsucht sind.

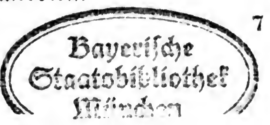
Sie besitzen gründliche Kenntnisse über die eigenthümlichen Eigenschaften gewisser Pflanzen, welche größtentheils den Gelehrten selbst unbekannt sind; sie bereiten mit außerordentlicher Geschicklichkeit Wohlgerüche und Gifte, welche das berühmte Gift der Borgia weit hinter sich lassen, und deren Wirkungen sehr verschieden, immer aber furchtbar sind.

Die einen derselben tödten langsam, die anderen mit der Schnelligkeit des Blitzes; andere greifen die Vernunft in verschiedenen Graden an oder zerstören sie gänzlich; sie kennen auch eigenthümliche Gegengifte, welche die Wirkungen dieser Gifte augenblicklich aufheben.

Sie besitzen erstaunliche Geheimnisse, die ohne Beweis zu läugnen ebenso unvernünftig wäre, als sie ohne Prüfung anzuerkennen.

Das Wort Vaudou stammt nach Herrn Alexander Bonneau allem Anscheine nach von dem Worte Dou, welches bei mehreren Stämmen der Ostküste von Afrika Land bedeutet, und von dem Worte Sau, welches Schlange heißt, so daß Vau-dou eine verderbte Aussprache von Sau-dou wäre und Schlange des Landes oder Schlange der Heimath bedeuten würde. Diese scharfsinnige Auslegung dürfte um so eher die richtige sein, als der Cultus der Schlange eines der charakteristischen Merkmale dieser Secte ist.

In Haiti ist das Wort Vaudou gleichzeitig die Bezeichnung der Gesellschaft, ihrer Anhänger und der Gottheit, welche dieselben anbeten.



Diese Gottheit, ein geheimnißvolles und vielfaches Wesen, welches die Vergangenheit, die Gegenwart und die Zukunft kennt, und dessen Einfluß sich auf alle irdischen Dinge erstreckt, hat als Symbol eine Eidechse, wenn es nicht gar am Ende die Eidechse selbst ist.

Die Gottheit giebt ihren souveränen Willen und ihre Orakelsprüche durch die Vermittlung eines hohen Priesters kund, der auf Lebenszeit erwählt, den Namen Vater Vaudou oder König führt, und durch eine Prophetin, die Mutter Vaudou oder Königin heißt.

Beide sind Gegenstand einer abergläubischen Verehrung und üben eine schrankenlose Macht über alle Mitglieder der Secte aus.

Die Verbindung der Vaudoux ist eine Art Freimaurerei oder vielmehr heiliger Vehme, und scheint einen Theil ihrer Organisation dem Purrah, einer auf der Ostküste von Afrika bestehenden Verbindung entlehnt zu haben.

Wie der Purrah beruht der Vaudou auf dem unverletzlichsten Geheimnisse, hält seine Versammlungen mitten in der Nacht in tiefen Wäldern oder einsam gelegenen Häusern, macht ganze Bevölkerungen vor sich zittern, und hat überall Agenten, die auf den Befehl ihres Oberhauptes die Personen, deren man sich entledigen will, durch den Dolch, das Gift oder durch Entführung verschwinden lassen.

Vor dem Unabhängigkeitskriege ließ der wilde Schlachtruf der Vaudoux, ein Schlachtruf, den wir später mittheilen werden, die Pflanzer von San-Domingo weit und breit erzittern.

Wenn sie ihn in der Ferne ertönen oder, vom Echo

verzehnfacht, durch die Hügel und Wälder rollen hörten, so griffen sie zu ihren Waffen, denn dann hatten sich gewiß einige Sclavenbanden empört.

Später zündeten die Neger die Wohnungen der Pflanzer an und zogen zum Kampfe gegen die französischen Bataillons, indem sie diese afrikanische Marseillaise sangen oder vielmehr heulten.

Gegenwärtig hat der Vaudou seine ganze Kraft gegen die Farbigen gekehrt.

Die Anführer dieser Secte könnten demnach, wenn die Regierung von Haiti sich nicht sehr in Acht nimmt, eines Tages schwer in die politische Wagschale des Landes fallen, besonders seitdem der Kaiser Soulouque, einer der glühendsten Anhänger dieses abscheulichen Götzendienstes, nachdem er sich offen zum Beschützer desselben erklärt hatte, demselben erlaubte, sich fest zu organisiren, und Verzweigungen zu treiben, die sich jetzt über die ganze Insel ausstrecken.

Es ist festgestellt, daß während der Vollziehung ihres seltsamen Ceremoniels, welches wir bald Gelegenheit haben werden zu beschreiben, die Vaudoux das Blut mit Entzücken, mit Leidenschaft trinken, daß sie einen Genuß darin finden, das Blut aufzusaugen, welches schäumend aus der klaffenden Wunde des hingemordeten Opfers quillt, während das aufgeschlitzte Thier sich in den Krämpfen eines langen Todeskampfes wüthend windet und um sich schlägt.

Diese Elenden geben nicht nach, bevor sie sich nicht derart in dem rauchenden Blute berauscht haben, daß sie trunken und bewußtlos auf den Leib ihres Opfers hinsinken.

Diese schreckliche Gewohnheit, Blut zu trinken, ist in ganz Nigritien verbreitet, und wurde aus Afrika eingeführt.

Das Blut hat in den Augen der Neger wunderbare Wirkungen und mächtige Heilkraft.

Zur Zeit des Jahreswechsels baden sich die Neger von Haiti häufig im Blute, um Krankheiten vorzubeugen.

Gewisse Philanthropen constatiren in dieser Beziehung mit einem Tacte, der der Wissenschaft alle Ehre macht, daß dieser Aberglaube die europäischen Racen so gut wie die Bevölkerungen des Sudan beherrscht hat, und daß in Rom die Stieropfer und Lammopfer bis zum Sturze des Heidenthums stattfanden.

Wir wollen zur Ehre dieser gelehrten Menschenfreunde glauben, daß das Blut, welches die Römer tranken und in dem sie sich badeten, kein Menschenblut war.

Nichtsdestoweniger ist es eine schöne Sache um die Wissenschaft, mit ihrer Hülfe kann man nicht nur Alles erklären, sondern auch Alles entschuldigen.

Die Regierung von Haiti hat mehrmals gegen die Vaudoux strenge Maßregeln ergriffen. Toussaint Louverture verfolgte sie, Dessaline jagte sie wie wilde Thiere und tödtete sie ohne Erbarmen, wo er ihrer habhaft werden konnte.

Doch müssen wir bemerken, daß jedesmal, wenn man beschloß, strenge Maßregeln gegen diese Secte anzuwenden, es immer aus politischen Beweggründen geschah, weil die Vaudoux einen Pretendenten gegenüber einem anderen begünstigten oder wenigstens zu begünstigen versuchten, oder weil sie die bestehende Staatsgewalt umzustürzen suchten,

um an deren Stelle eine blutdürstige Demokratie zu setzen.

Aber so lange sie sich begnügten, in Vorborgenem ihre Beschwörungen und Räubereien auszuüben, hielt es die Justiz immer für klug, zu thun, als wisse sie nicht, was vorgehe.

Es bedurfte nicht weniger als die schrecklichen Attentate, die wir zu schildern versucht haben, und welche wie der Blitz über die erschreckte Bevölkerung von Haiti hereinbrachen, um die Regierung zu bestimmen, endlich die Augen zu öffnen und die Schuldigen zu bestrafen.

Und selbst jetzt that sie dies nur mit ungemeiner Vorsicht, indem sie versuchte, die Thatsachen zu isoliren, sie nur einigen durch Habsucht, Mord- und Plünderungslust vereinigten Bösewichtern zur Last zu legen, indem sie den Proceß in einer Weise führte, die berechnet war, die Aufmerksamkeit der civilisirten Welt abzulenken, und nur mühsam zu bewegen war, daß ein verstümmelter Bericht über die entsetzlichen Verhandlungen dieses Falles in den officiellen Blättern des Reichs veröffentlicht werde.

Das geschah nicht nur in Folge der allgemeinen Furcht, welche die gottlosen Sectirer allen Klassen der Gesellschaft einflößten, sondern auch, weil die Regierung sich gestehen mußte, daß sie ohnmächtig sei, das Uebel in seiner Wurzel anzugreifen.

Das ist also die Secte der Vaudoux.

Wir bitten den Leser die etwas langwierigen Details, in die wir uns einließen, zu entschuldigen, aber sie sind zum Verständnisse dessen, was folgen soll, unerläßlich.

Nachdem wir nun von dieser Abschweifung zurückge-

kehrt sind, wollen wir unsere Erzählungen dort wieder aufnehmen, wo wir gezwungen waren, sie zu unterbrechen.

Wie Herr Chauvelin es versprochen hatte, kam er zum allgemeinen Erstaunen der Bewohner der Pflanzung, die nicht geglaubt hatten, ihn je wiederzusehen, noch an demselben Abend von Port-au-Prince zurück.

Der Agent der Sicherheitsbehörde machte sich sogleich mit einem wirklichen oder geheuchelten Eifer an die Ausforschung der Schuldigen; aber seine Bemühungen waren nicht vom Erfolge gekrönt, keines der verdächtigen Individuen fiel in seine Hände.

Die Soldaten, die in die Hütte der Roseïde Sumera geschickt worden waren, kamen zurück, ohne sie mitzubringen, die alte Negerin war verschwunden, und an der Stelle, wo ihre Ajoupa stand, hatte man nur einen Haufen Asche gefunden; die Alte selbst hatte sich ohne Zweifel in die Berge geflüchtet.

Herr Duvauchelle, durch einen zweiten Boten benachrichtigt, war von Jeremias eine Stunde vor Sonnenuntergang angekommen.

Herr Jules Duvauchelle war ein Mann von sechsunddreißig Jahren, von energischem Gesichtsausdrucke und festem Charakter, der seine Frau und sein Kind anbetete.

Alle Welt erwartete einen furchtbaren Ausbruch des Schmerzes, wenn er die Leiche seiner Frau erblicken würde.

Nichts derartiges fand statt.

Herr Duvauchelle stieß keinen Schrei aus, sprach kein

Wort der Klage, vergoß keine Thräne, sein Gesicht war wie von Marmor.

Während einer ganzen Nacht blieb er schweigend und unbeweglich am Lager seines todten Weibes, hielt ihre Hände in den seinen, und seine Augen, ohne eine Secunde den Blick abzuwenden, auf die Leiche gerichtet.

Bei Sonnenaufgang drückte er einen glühenden Kuß auf die Lippen der Todten und hüllte sie mit eigenen Händen in das Leichentuch, ohne fremde Hülfe anzunehmen, und nachdem diese letzte und heilige Pflicht erfüllt war, öffnete er die Thür für den Clerus, der gekommen war, um für das Seelenheil der unglücklichen Frau zu beten.

Der Muth des Herrn Duvauchelle verläugnete sich nicht einen Augenblick, er führte den Trauerzug und schritt allein und anscheinend ruhig an der Spitze des Zuges einher, er sah trockenen Auges die Thür der Gruft zumauern, dann, nachdem er mit einer Handbewegung die Anwesenden, die sich düster und schweigend zurückzogen, verabschiedet hatte, kniete er auf der Erde nieder, und blieb wenigstens eine Stunde in dieser Stellung, den Kopf in die Hände gesenkt.

Welcher Sturm mußte in den Tiefen dieses vom Schmerz gebrochenen Gemüthes wüthen?

Endlich stand er auf und ließ einen Ruf erschallen.

Ein Reiter, der ein lediges Pferd am Zügel führte, erschien.

Herr Duvauchelle sprang in den Sattel, warf noch einen letzten Blick auf das Grab derjenigen, die er so sehr geliebt hatte, und dem vor Schmerz wiehernden Pferde die Sporen in die Flanken drückend, sprengte er in gestreck-

tem Galop davon und verschwand bald in den Krümmungen der Straße, von seinem Diener, einem jungen Neger von etwa zwanzig Jahren gefolgt, der, weniger stoisch als sein Herr, heiße Thränen vergoß.

X.

Feldzugsplan.

Zehn Tage waren seit den Ereignissen verflossen, die wir in dem letzten Capitel berichtet hab en.

Fräulein Angela Colette, glücklicher Weise weit weniger schwer verwundet, als man vermuthet hatte, befand sich fast in der Reconvalescenz.

Sie stand von Zeit zu Zeit auf, der Arzt hatte ihr erlaubt, auf den Arm ihres Bräutigams gestützt, einige Schritte im Innern der Plantage zu machen, um ihre nach und nach wiederkehrenden Kräfte zu versuchen.

Herr Duchauvelle hatte sich in Port-au-Prince niedergelassen, und war seit dem Tage, an welchem er in so stoischer Weise den Leichenzug seiner Frau geführt hatte, nicht mehr auf der Plantage seines Schwagers erschienen.

Das Haus war noch immer militärisch besetzt.

Herr Chauvelin führte mit großer Thätigkeit eine Untersuchung, welche unglücklicher Weise zu einem negativen Resultate zu führen schien.

Die Neger verrathen in Folge des Kastengeistes niemals einer den andern.

Plötzlich schien eines Tages ein seltsames unvorhergesehenes Ereigniß einen schwachen Lichtstr ahl in die Irrgänge, in welchen sich der Beamte der Sicherheitspolizei

verlor, werfen zu wollen, und es ihm endlich möglich zu machen, sich in den Dornenhecken dieser schrecklichen Angelegenheit, die so verhängnißvoll und mit so viel Schlauheit um ihn her gebreitet worden, etwas zurechtzufinden.

Herr Chauvelin hatte, wie er dies jeden Tag that, die Plantage verlassen, um, wie er selbst naiv sagte, auf Kundschaft auszugehen und Nachforschungen anzustellen.

Drei Stunden vor Sonnenuntergang, ungefähr gegen vier Uhr Nachmittags, in dem Augenblicke als er von seiner Escorte geleitet, auf die Plantage zurückkehrte, trat ein Weib, außer sich halb wahnsinnig, vor Schmerz auf ihn zu, und ergriff mit verwirrter Miene die Zügel seines Pferdes, ohne daß es trotz aller Anstrengung möglich war, sie daran zu hindern.

Dieses Weib, welches einen fast unverständlichen creolischen Dialect sprach, der in Folge des Weinens und Schluchzens, welches ihr fast jede Secunde die Stimme versagen machte, und der Schmerzensrufe, mit welchen sie ihre Worte begleitete, noch schwerer zu verstehen war, beschwor Herrn Chauvelin, wie er gleichsam errathen mußte, ihr zu Hülfe zu kommen, indem sie erklärte, daß ihre fünfjährige Tochter Claircine, welche bei ihrer Tante in dem Dorfe Bizoton wohnte, schon seit zwei Tagen verschwunden sei, ohne daß es ihr, trotz allen Nachforschungen möglich gewesen sei, dieselbe aufzufinden.

Der Polizeiagent runzelte bei dieser unerwarteten Nachricht die Stirn, schien nachzudenken, und schüttelte dann mehrmals mit nachdenklicher Miene den Kopf.

„Wie ist das zugegangen,“ fragte er endlich.

Die arme Frau fing nun ihre Erzählung wieder von

vorne an, und zwar mit einer schmerzlichen Geläufigkeit, die ihren Zuhörern viel zu denken gab.

„Meine Schwester ist vorgestern mit mir nach Port-au-Prince gegangen,“ sagte sie mit vor Aufregung zitternder Stimme, „während unserer Abwesenheit, die fünf Stunden gedauert hat, wurde meine Tochter aus dem Hause meiner Schwester entführt. Mein Herr, ich beschwöre Sie, geben Sie mir meine theure, kleine Claircine zurück,“ fügte sie hinzu, indem sie bittend die Hände faltete.

„Ich will es versuchen,“ sagte Herr Chauvelin, tief bewegt. „Wie heißt Ihr gute Frau, wer seid Ihr?“

„Ich heiße Clara, mein Herr, und bin Wäscherin.“

„Wie heißt Eure Schwester!“

„Meine Schwester heißt Jeanne und ist an Pierre André verheirathet.“

„Pierre André,“ rief der Polizeiagent erstaunt. „Wartet doch einen Augenblick, gute Frau! Führt dieser Mann, von dem Ihr mir sprecht, nicht noch einen anderen Namen?“

„Verzeihen Sie mir, mein Herr,“ erwiederte sie mit Offenheit, „man nennt ihn gewöhnlich Congo Pellé.“

„Und wissen Sie, wo sich dieser Mann in diesem Augenblicke befindet?“

„Ich weiß es nicht, mein Herr, seit dem Verschwinden meines Kindes, bin ich wie wahnsinnig, ich sehe nicht mehr, ich höre nicht mehr.“

„Arme Frau,“ sagte Herr Chauvelin gütig; „geht nach Hause, und verlaßt Eure Wohnung nicht, es ist wichtig, daß ich Euch immer zu finden weiß.“

„Gut, mein Herr, aber nicht wahr, Sie werden mir mein Kind zurückgeben,“ sagte sie ängstlich.

„Ich hoffe es, fasset Muth.“

„O mein Gott, mein armes Kind,“ murmelte Clara, indem sie sich weinend entfernte.

Herr Chauvelin kehrte sehr nachdenklich auf die Plantage zurück.

Es war für ihn zweifellos, daß dieser elende Congo Pellé selbst seine Nichte entführt hatte, aber zu welchem Zwecke. Bei dieser Frage, die er sich im Geiste stellte, durchrieselte ein Schauer des Entsetzens und des Mitleids seine Adern, und machte das Blut in denselben stocken.

Wie sollte er den Faden dieses schändlichen Gewebes finden und sich dieser Elenden bemächtigen.

„Bei meiner Seele,“ rief er endlich entschlossen, „ich habe dieser unglücklichen Frau versprochen, ihr ihr Kind wiederzugeben; ich habe bis jetzt nur schon zu lange gezaudert! Keine elende Furcht mehr! ich muß mein Ziel erreichen oder zu Grunde gehen; ich werde, was auch immer geschehe, meine Pflicht thun, und Gott wird mir helfen!“

Nachdem der Beamte diesen hochherzigen Entschluß gefaßt hatte, hob er stolz den Kopf empor, er hatte endlich sein Gewissen beruhigt und war mit sich selbst zufrieden.

Mit einem Lächeln auf den Lippen trat er in den Speisesaal, wo die Familie des Pflanzers war, und ihn zum Speisen erwartete.

Bei Tische sagte er mit einer gewissen Lebhaftigkeit: „ich will ein für alle Mal mit diesen Elenden zu Ende kommen. Was auch immer für Folgen für mich daraus

entstehen mögen, diese umfaßbaren Mörder müssen dem Arme der Gerechtigkeit überliefert werden."

„O mein Gott!" rief Angela ängstlich, „sollte ein neues Unglück geschehen sein?"

„Erklären Sie sich," riefen die Anwesenden, indem sie sich um ihn drängten.

„Beruhigen Sie sich," antwortete er hastig, um die allgemeine Aengstlichkeit zu beschwichtigen. „Folgendes ist vorgegangen, und hat mich, wie Sie sehen, sehr aufgeregt."

Und ohne sich länger bitten zu lassen, erzählte der Beamte die Angaben, die man ihm so eben gemacht hatte.

„Arme Unglückliche," murmelte das junge Mädchen voll Theilnahme.

„Ein solcher Zustand darf nicht länger fortdauern," fuhr Herr Chauvelin mit Energie fort. „Gleich nach Tische will ich wieder zu Pferde steigen, um die Gebirge zu durchforschen, welche bisher diesen Banditen als undurchdringliche Schlupfwinkel gedient haben."

„Das ist schön von Ihnen," sagte Herr Colette, indem er dem Agenten freundschaftlich die Hand drückte.

Plötzlich ließ sich ein ziemlich starker Lärm von außen vernehmen, alle Welt horchte.

Ein Pferd wurde an dem Thore des Hauses angehalten, bald darauf erschien ein Mann.

Dieser Mann war Herr Duchauvelle.

Sein Antlitz war ruhig, aber finster.

Er grüßte schweigend und ließ dann seinen Blick rings über die Anwesenden schweifen.

Als er Herrn Chauvelin erblickte, klärten sich seine

Züge auf, ein Blitz schoß aus seinen Augen und er ging lebhaft auf ihn zu.

„Nicht wahr, mein Herr," sagte er, nachdem er ihn höflich gegrüßt hatte, „Sie sind der Abgesandte der Sicherheitspolizei?"

„Ja, mein Herr," erwiederte der Polizeiagent, „darf ich fragen, mit wem ich die Ehre habe zu sprechen."

„Ich bin Jules Duchauvelle, der Schwager des Herrn Colette, der Gatte..."

„Verzeihung, mein Herr," unterbrach ihn lebhaft der Polizeiagent, „ich weiß jetzt Alles, was ich wissen wollte, und stehe ganz zu Ihren Diensten. Worin kann ich Ihnen dienen?"

„Dann entschuldigen Sie mich ebenfalls, mein Herr, dies ist für Sie, ich bitte, haben Sie die Güte es zu lesen," sagte Herr Duchauvelle, indem er aus der Seitentasche seines Rockes ein großes rothgesiegeltes Couvert zog, und es Herrn Chauvelin überreichte."

„Eine Depesche?"

„Ja, eine Depesche von dem Präsidenten Geffrard selbst."

Herr Chauvelin verbeugte sich, und nachdem er sich artig bei Herrn Colette, seiner Schwester und Herrn d' Entragues entschuldigt hatte, erbrach er den Brief, den er erst rasch mit den Augen durchflog, dann aber mit ernsterer Aufmerksamkeit zu lesen begann.

Alle Welt beobachtete ängstlich das Gesicht des Agenten, welches sich immer mehr und mehr verfinsterte, je weiter er in der Lectüre der Depesche vorrückte.

Als Herr Chauvelin zu Ende gelesen hatte, hustete er

zwei oder drei Mai, faltete die Depesche sorgfältig zusammen, und sagte, indem er sich frostig vor Herrn Duchauvelle verbeugte: „Ich werde gehorchen, mein Herr.“

„Ich danke, ich danke Ihnen, mein Herr! ich erwartete nicht weniger von Ihnen,“ erwiederte dieser mit Wärme; „aber,“ fügte er hinzu, „Sie waren, glaube ich eben im Begriffe sich zu Tische zu setzen, ich selbst fühle das Bedürfniß, etwas zu nehmen, denn ich bin seit heute Morgen nüchtern, lassen Sie uns zuerst speisen, dann wollen wir plaudern. Nicht Ein Wort während des Speisens, wenn ich bitten darf.“

Es wurde aufgetragen.

Das Diner war sehr schweigsam, und dauerte kaum eine Viertelstunde.

Jeder der Anwesenden errieth, daß etwas Wichtiges vorgehe.

Als man vom Tische aufgestanden war, machte Herr Duchauvelle seinem Schwager ein Zeichen, ihn zu begleiten, und verließ von Herrn Chauvelin gefolgt den Speisesaal; aber, bevor er hinausging, küßte er Angela auf die Stirn, und drückte seinem zukünftigen Schwager die Hand.

„Wohin gehen wir denn, mein Freund,“ fragte neugierig der Pflanzer, als er sah, daß sein Schwager das Haus verließ.

„Wir wollen einen Spazierritt machen,“ erwiederte dieser mit bedeutungsvollem Augenblinzeln.

„Dann will ich die nöthigen Befehle geben.“

„Das ist unnöthig, mein Bedienter hat gewiß schon drei Pferde satteln lassen.“

In der That standen drei Pferde, von einem Neger am Zaume gehalten, bereit.

Ohne mehr ein Wort zu sprechen, schwangen sich die drei Männer in den Sattel und ritten im scharfen Trabe davon.

Als sie am Ende der Tamarindenallee angelangt waren, sagte Herr Duchauvelle, indem er sein Pferd anhielt:

„Jetzt wenden Sie sich rechts, dieser Herr wird sich links wenden, und ich werde meinen Weg geradeaus fortsetzen; wir dürfen nicht zusammen gesehen werden, das Rendezvous ist in zwei Stunden am Hundssprung in der Nähe der schwarzen Berge. Wenn es nöthig ist, so reitet die Pferde zu Schanden. Vorwärts und gutes Glück!"

Diese Worte wurden in einer Weise gesprochen, daß es Keinem einfiel einen Einwand gegen dieselben zu erheben.

Die beiden Männer begriffen, daß es sich um eine wichtige Angelegenheit handle.

Zwei Stunden später kamen alle drei fast zu gleicher Zeit bei dem von Herrn Duchauvelle bezeichneten Stelldichein an.

Der Ort war ausgezeichnet gewählt, um nicht überrascht zu werden.

Von der Anhöhe, auf welcher die drei Männer standen, beherrschte ihr Blick eine weite Fläche nach allen Richtungen.

Einige Schritte von dem von Herrn Duchauvelle gewählten Orte, öffnete sich gähnend ein ungefähr zwanzig Meter breiter und wenigstens zwölfhundert Meter tiefer Felsenspalt.

Dieser Felsenspalt hieß der Hundssprung.

„Verzeihen Sie mir, daß ich Sie einen so weiten Ausflug machen ließ," sagte Herr Duchauvelle mit ausgesuchter Höflichkeit, „aber wie Sie sogleich einsehen werden, kann ich mich nur hier in vollkommener Sicherheit mit Ihnen verständigen."

„In der That hier ist jede Ueberraschung unmöglich, und wir brauchen hier keine Spione zu fürchten," bemerkte Herr Colette.

„Aber wir können gesehen werden," sagte der Agent der Sicherheitsbehörde, indem er einen unruhigen Blick um sich warf.

„Ja, wenn wir aufrecht stehen blieben," erwiederte lebhaft Herr Duchauvelle, „wenn wir uns einmal in das hohe und dichte Gras, welches den Boden bedeckt, niedergestreckt haben, kann kein Blick und wäre es der eines Adlers uns entdecken."

„Aber unsere Pferde, man wird wenigstens sie sehen, wenn man auch uns nicht sieht."

„Warten Sie."

Er pfiff, ein junger Neger tauchte hinter einer Felsenspitze hervor.

Dieser Neger war Marcellin, der vertraute Diener des Herrn Duchauvelle.

„Sehen Sie," erwiederte dieser, indem er den Arm ausstreckte, „wir sind im Bereiche von Leogano, von Jeremias und von Port-au-Prince, mithin können wir in weniger als zwei Stunden Hülfe von drei verschiedenen Punkten erlangen, ohne von Lamentin und Cayes zu sprechen; sehen Sie nun dorthin, dort haben wir das dichte Gehölz von Artibonite. Nun wohl in der Mitte liegt das Gebirge

von Curidas; und dort, in der Luftlinie kaum drei Meilen von dem Orte entfernt, an welchem wir uns befinden, am Fuße dieser ungeheuren Nadel, dieses riesigen und unzugänglichen Felsens, auf dem nur die Geier ausruhen, am Fuße des Piton in dem Gebirge von Curidas," sage ich, „findet die Versammlung der Vaudoux statt."

Die beiden Männer ließen einen Ausruf des Erstaunens und des Schreckens vernehmen.

„Sind Sie dessen, was Sie behaupten, vollkommen gewiß," fragte Herr Chauvelin.

Ein Lächeln von sonderbarem Ausdrucke spielte um die Lippen des Herrn Duvauchelle.

„Ich habe sie gesehen," sagte er.

Einen Augenblick herrschte Stillschweigen.

„Setzen Sie sich und hören Sie mich an," sagte er dann, „es ist unnöthig, daß wir länger stehen bleiben, denn wie Sie eben vor einigen Augenblicken ganz richtig bemerkt haben, könnte man uns auf die Spur kommen."

Die drei Männer streckten sich nun in das Gras nieder, in dem sie beinahe verschwanden.

„Mein Herr," fuhr Herr Duvauchelle fort, sich an den Polizeiagenten wendend, „seien Sie nicht darüber verletzt, daß der Präsident Geffrard, mit dem ich die Ehre habe, genau befreundet zu sein, auf meine Bitte eingewilligt hat, Sie vorübergehend unter meinen Befehl zu stellen , erlauben Sie mir, Ihnen vor Allem zu sagen, daß diese ganz ausnahmsweise Maßregel Sie in keiner Weise demüthigen kann. Ich verfolge nicht nur eine persönliche Rache," fügte er mit vor Aufregung zitternder Stimme hinzu, „sondern auch die Vollziehung eines erhabenen Actes

der Gerechtigkeit; der Präsident hat eingesehen, daß die Leitung dieser Angelegenheit vollständig in meine Hand gelegt werden müsse."

„Ich habe Ihnen gesagt, mein Herr, daß ich gehorchen werde," erwiederte Herr Chauvelin sich verbeugend. „Erlauben Sie mir hinzuzufügen, daß es nicht an mir liegen soll, wenn der Erfolg Ihr Unternehmen nicht krönen sollte."

„Ich danke Ihnen, mein Herr! Ich war im Vorhinein überzeugt, daß Sie mir Ihre Unterstützung nicht versagen werden. Nun wohl denn, ich habe Folgendes gethan: einige Schritte von dem Orte, an dem wir uns befinden, in der Felsenspalte selbst ist eine tiefe Grotte, in welcher, unterstützt von einem treuen Diener, es mir gelungen ist, Waffen, Pulver und Lebensmittel für wenigstens einen Monat aufzustapeln. Mein Schwager wird, sobald die Nacht eingebrochen ist, mit zehn Ihrer entschlossensten Soldaten hierherkommen. Zur größeren Sicherheit werden diese Soldaten, sobald sie sich einmal in der Grotte verborgen haben, dieselbe nicht mehr verlassen; ich nehme es auf mich, sie zu überwachen, um jeden Verrath unmöglich zu machen. Was Sie betrifft, mein Herr, so ist Ihnen folgende Rolle zugetheilt. Heute Abend noch werden Sie die Plantage verlassen, wie wenn Sie darauf verzichteten, länger noch Nachforschungen fortzusetzen, welche Sie als vergeblich erkannt haben. Aber statt nach Port-au-Prince zurückzukehren, werden Sie Ihre Leute in Lamentin, in Cayes und in Leogano vertheilen, wo dieselben stationirt bleiben müssen. Wenn die Soldaten, über welche Sie verfügen, Ihnen nicht zahlreich genug erscheinen, so ermächtigt Sie der Präsident

durch meinen Mund, jene Anzahl, welche Sie für nothwendig halten, aus der Hauptstadt kommen zu lassen. Vor Allem aber handeln Sie mit der größten Umsicht; Sie kennen die Schlauheit der Gebirgs-Neger. Sie werden Ihr Hauptquartier in Bizoton aufschlagen; Sie werden immer gesattelte Pferde bereit halten, um zu jeder Stunde Staffetten zu Ihren anderen Detachements senden und dieselben benachrichtigen zu können, wenn der Augenblick zum Handeln gekommen ist."

„Aber was wollen Sie denn eigentlich thun?" fragte Herr Chauvelin erstaunt.

„Was ich will?" erwiederte Herr Duchauvelle mit einem Ausdrucke des Hasses, der um so schrecklicher war, als er offenbar zurückgehalten wurde, „ich will mit einem einzigen Netzzuge diese ganze Vipernbrut in Ihre Hände liefern."

Die beiden Männer schauderten.

„Wir spielen um unser Leben, mein Herr," sagte der Polizei-Agent.

„Ich habe das meine in Vorhinein zum Opfer gebracht."

„Wohlan, ich werde meine Pflicht zu erfüllen wissen. Uebrigens war mein Entschluß schon seit langer Zeit gefaßt. Wie und durch wen werde ich benachrichtigt werden, wann es Zeit zum Handeln ist?"

„Ich habe mich überzeugt, daß man von Bizoton mit einem Fernrohr den Eingang der Grotte sehen kann. Wenn Sie vor diesem Eingange eine rothe Fahne flattern sehen, so bedeutet dies, daß die Concentrirung rings um das Gehölz beginnen muß."

„Gut."

„Wenn die rothe Fahne durch eine schwarze ersetzt wird, so marschiren Sie entschlossen vorwärts, was auch immer für Hindernisse sich Ihrem Vordringen in den Weg stellen mögen. Haben Sie mich gut verstanden?"

„Vollkommen."

„Kann ich auf Sie rechnen?"

„Ich schwöre es Ihnen."

„Und ich schwöre Ihnen meinerseits, daß uns unser Unternehmen gelingen wird. Kommen Sie, ich will Ihnen, bevor wir uns trennen, die Grotte zeigen."

„Sie kehren also heute Abend nicht in das Haus Ihres Schwagers zurück, mein Herr?"

„Nein, jetzt ist mein Posten hier und ich werde bis zum letzten Augenblicke hier bleiben."

„Aber was ist eigentlich Ihr Plan?"

„Sie werden ihn bald erfahren. Für den Augenblick erlauben Sie mir noch, mein Herr, ihn geheim zu halten."

Der Polizei-Agent verbeugte sich.

Die drei Männer erhoben sich und schritten auf die Grotte zu.

Diese Grotte war eine natürliche Höhle, welche durch eine jener häufig vorkommenden unterirdischen Erschütterungen, welche fast täglich diese Gegenden heimsuchen, entstanden war.

Der Eingang derselben war an dem Rande des Felsenspaltes selbst.

Dieser Eingang war durch Gestrüpp so vollständig verdeckt, daß man, wenn man nicht bestimmt wußte, daß

er da sein müsse, es zwei Schritte davon noch unmöglich war, ihn zu bemerken.

Nachdem sie die Grotte genau untersucht hatten, kehrten die drei Männer auf das Bergplateau zurück, wohin der Neger die Pferde wieder geführt hatte.

Der Pflanzer und der höhere Polizeibeamte stiegen zu Pferde, nahmen von Herrn Duchauvelle Abschied und entfernten sich, so wie sie gekommen waren, in gestreckter Carrière, aber jeder nach einer verschiedenen Richtung.

Herr Duchauvelle verfolgte sie einen Moment mit den Blicken.

Endlich sagte er, indem er einen Blick des Hasses auf den Kegel-Piton der Curidaskette warf: „Die Rache hinkt, aber endlich schlägt doch ihre Stunde.“

Er trat langsamen Schrittes in die Grotte.

Marcelin, die Schulter an eine Felsplatte gestützt, den Kopf auf die Brust gesenkt, den Blick starr, schien in tiefes Nachdenken versunken zu sein.

Sein Herr klopfte ihm auf die Schulter.

„Nun zu uns zweien, Marcelin,“ sagte er lächelnd.

Der junge Mensch fuhr empor, als ob er wirklich plötzlich aus dem Schlaf geweckt worden wäre.

Herr Duchauvelle setzte sich auf einen Haufen trockener Blätter, der ihm wahrscheinlich als Bett diente, und heftete einen forschenden Blick auf seinen Diener.

„An was denkst Du?“ sagte er nach einem Augenblick des Stillschweigens.

„Ich denke, Herr,“ erwiederte der junge Mann mit trauriger Stimme, indem er mehrmals den Kopf schüttelte,

„daß kaum die Hälfte des Tages verflossen ist, und daß ich noch viele lange Stunden warten muß.“

Die Züge seines Herrn nahmen einen Ausdruck des Mitleidens und der Zärtlichkeit an; er zog sanft den jungen Menschen an sich und indem er ihn an seiner Seite niedersitzen ließ und seine Hände ergriff, fragte er ihn: „Du bist also fest entschlossen?“

„Ja!“

„Armes Kind, ein schrecklicher Tod erwartet Dich, wenn es Dir mißlingt.“

„Was liegt daran,“ erwiederte er mit sanftem und sympathischem Lächeln, „dann werde ich für Sie, Herr, gestorben sein, für Sie, der den Inbegriff dessen bildet, was ich auf Erden liebe.“

„Kann Dich nichts bewegen, auf Deinen gefährlichen Posten zu verzichten?“

„Nichts! Uebrigens,“ fügte er voll Ueberzeugung hinzu, „Gott wird mit mir sein. Es wird mir gelingen.“

Herr Duchauvelle schüttelte seufzend den Kopf.

„Marcelin,“ sagte er fast bittend zu ihm, „wenn ich jetzt, da der entscheidende Augenblick fast herangerückt ist, Dir gestehen würde, daß ich Furcht habe, wenn ich Dich bäte, auf Dein Unternehmen zu verzichten?“

Der junge Mann erwiederte, indem er seinen intelligenten und energischen Kopf schüttelte: „Zum ersten Mal in meinem Leben, seit ich das Glück habe, Ihnen zu gehören, Herr, würde ich Ihnen nicht gehorchen; ich bin überzeugt, daß dieser Gedanke, der mich überkam, mir von Gott gesandt wurde; nichts, selbst nicht meine Hingebung

an Ihre Person wäre im Stande, mich auf denselben verzichten zu lassen."

„Marcelin," rief Duchauvelle mit dem Ausdruck zuneigungsvoller Bitte.

„Verzeihen Sie mir, mein Herr," erwiederte Marcelin mit fieberhafter Energie, „Ihre Bitten sind nutzlos. Ich bin entschlossen, ich werde meinen Plan durchsetzen oder zu Grunde gehen. An dem Tage, an welchem Sie in New-Orleans mich und meine Mutter, arme elende Sclaven, aus den Händen eines grausamen Herrn losgekauft haben, um uns die Freiheit zu geben, an diesem Tage habe ich eine doppelte Verpflichtung eingegangen und die Aufopferung eines ganzen Lebens kann nicht hinreichen, dieselbe zu erfüllen. Ich war damals sehr jung; ich zählte kaum zehn Jahre; nichtsdestoweniger ist die Dankbarkeit in meinem Herzen festgewurzelt, und ich habe einen Schwur geleistet. Der Augenblick ist gekommen, denselben zu halten, und ich werde nicht vor Erfüllung meiner Pflicht zurücktreten. Bestehen Sie also nicht auf Ihrer Abmahnung; ich wiederhole Ihnen, daß dieselbe erfolglos ist."

Die zwei Männer sanken einander in die Arme und ihre Thränen vermischten sich.

Sie hatten sich verstanden.

Bei Sonnenuntergang kam, wie man es am Morgen verabredet hatte, Herr Colette an, hinter ihm glitten schweigend zehn Soldaten in die Grotte.

Als dichte Finsterniß eingetreten war, nahm Marcelin Abschied von seinem Herrn.

„Leben Sie wohl," sagte er mit erhabenem Lakonismus zu ihm, „und wenn ich sterbe, so beten Sie für mich."

Und ohne eine Antwort abzuwarten," stürzte er in vollem Laufe den Abhang des Berges hinab und verschwand alsogleich in der Dunkelheit.

„Wird es ihm gelingen?" murmelte Herr Duvauchelle, indem er mit nachdenklicher Miene den Kopf auf die Brust sinken ließ.

XI.

Der Neophyte.

Die Thurmuhr des kleinen Dorfes Bizoton schlug mit langsamen Schlägen zehn Uhr, die Nacht war finster und stürmisch, große schwarze mit Elektricität geladene Wolken zogen schwerfällig am Firmamente hin, kein Hauch ließ sich in der Luft spüren, die Hitze war erdrückend.

Zuweilen erhellte ein grünlicher Blitz den Himmel mit blendendem Lichte, der Donner rollte dumpf zwischen den Hügeln und erweckte donnernde Echos, dann sank wieder Alles in Finsterniß und Schweigen zurück.

Die Straßen des Dorfes waren verlassen, kein Lichtstrahl glänzte hinter den Fensterscheiben hervor, kein Ruf störte die Stille, die in den von innen fest verrammelten Häusern eingeschlossene Bevölkerung schlief oder schien wenigstens zu schlafen.

Mit dem ersten Schlage der zehnten Stunde, löste sich ein Mann, der seit einigen Minuten an der Mauer eines der ersten Häuser von Bizoton dagestanden war, langsam von dieser Mauer los und näherte sich der Thür dieses Hauses oder vielmehr dieser Hütte, denn in der That war dasselbe nichts anderes als eine elende Hütte,

errichtet durch in die Erde gepflanzte Bambusstöcke und mit Bacoarinde gedeckt.

Der Mann preßte einen Augenblick lang sein Ohr an die Thür, das tiefste Stillschweigen herrschte im Innern.

Dann zog er sich mit schleichenden Schritten bis in die Mitte der Straße zurück, um eine oder zwei Minuten später wieder zu der Thür zurückzukehren, diesmal aber ohne den Schall seiner Schritte zu dämpfen, die er im Gegentheile so schwer als möglich zu machen bemüht schien.

Mit einem Stocke, den er in der Hand hielt, that er zwei rasche Schläge gegen die Thür, dann nach einer kurzen Pause einen dritten, endlich wieder zwei rasche Schläge, im Ganzen fünf Schläge.

„Fast augenblicklich ließ sich ein leises Geräusch im Innern der Hütte vernehmen, und eine heisere und schleppende Frauenstimme fragte leise und im Tone der übelsten Laune: „Wer schleicht denn zu dieser Nachtstunde in der Finsterniß umher?“

„Der, für den es keine Finsterniß giebt,“ erwiederte der Fremde.

„Was suchst Du so spät noch hier?“ fragte das Weib wieder.

„Ich will meinen Talisman mit dem Deinen vergleichen.“

„Du besitzest einen Talisman?“

„Ja.“

„Welcher Zauberer hat Dir den Talisman gegeben?“

„Ich habe ihn von zweien, der erste ist Congo Pellé, der zweite Vater François Guerrier.“

Einen Augenblick herrschte ein düsteres Schweigen,

während dessen der Unbekannte unbeweglich mit vorwärts gebeugtem Körper und wachsamem Auge stehen blieb.

Endlich drehte sich die Thür langsam in ihren Angeln ohne das geringste Geräusch zu verursachen, eine Hand faßte die des Fremden, und die Stimme, die bis dahin gesprochen hatte, murmelte leise die zwei Worte in sein Ohr: „Trete ein."

Der Fremde trat ein, die Thür schloß sich augenblicklich hinter ihm.

Das Haus war in die dichteste Finsterniß gehüllt.

„Komm'," sagte das Weib.

Er ließ sich gehorsam führen.

Nachdem seine Führerin etwa ein Dutzend Schritte gethan, blieb sie stehen.

„Nimm Dich in Acht," sagte sie, „Du stehst auf der ersten Stufe einer Stiege."

Er senkte den Kopf ohne zu antworten, und stieg Schritt für Schritt die Stiege hinab, immer von seiner unsichtbaren Führerin geleitet.

Er zählte fünfzehn Stufen.

Zwei Schläge wurden gegen einen harten Körper geführt, eine Thür öffnete sich, und ein Lichtschein ergoß sich auf die Treppe.

Der Fremde trat ein.

Die Thür wurde augenblicklich hinter ihm geschlossen.

Er warf einen forschenden Blick um sich, er befand sich in einem gewölbten Keller von mittlerer Größe, die Wände waren von oben bis unten mit Petaten, einer Art von künstlich erzeugtem und in den Colonien sehr gebräuchlichem Strohgeflechte überzogen, der Boden war mit Sand

bestreut, eine eiserne Lampe hing von der Wölbung herab und verbreitete hinreichendes Licht, in der Mitte des Kellers stand ein Tisch, von rohgearbeiteten Stühlen umgeben.

Vier Personen, zwei Männer und zwei Weiber saßen rauchend und Tafia und Rhum trinkend auf diesen Stühlen.

Zwei leere Stühle erwarteten ohne Zweifel die beiden Ankömmlinge, diese ließen sich in der That auch sogleich auf dieselben nieder, und leerten die zwei Gläser, die für sie bis zum Rande mit Tafia gefüllt, vor ihre Plätze gestellt worden waren.

Diese sechs Personen waren Neger und Negerinnen von verdächtigem Aussehen, von verschmitzter Miene und finsterem Blicke, mit Ausnahme des neuen Ankömmlings, der kein anderer als Marcelin, der Diener des Herrn Duchauvelle war, die anderen waren Bewohner von Bizoton.

Die Männer hießen Nicolos Julien, und François Guerrier, sie waren dem Scheine nach Landleute, aber in Wirklichkeit Wahrsager und Vaudoux, die Frauen Nereine François, Béya Prospère und Jeanne Pellé, waren angeblich Wäscherinnen in der That aber Genossinnen der Secte der Vaudoux.

In einer Ecke des Kellers lag gebunden und sorgfältig geknebelt auf dem Boden ausgestreckt, und halb verdeckt von einer groben Decke ein kleines Mädchen mit sanften und intelligenten Zügen.

Dieses Kind war Claircine, die Tochter Claire's, die von ihrer Tante Jeanne Pellé an eben diesem Morgen entführt worden war.

Zu welchem Zwecke? Wir werden dies nur zu bald erfahren.

Die arme Kleine, einem unsäglichen Schrecken zur Beute lag mit verstörten Zügen da, die Augen waren ungeheuer weit offen und traten fast aus dem Kopfe, sie warf verwirrte Blicke um sich und stieß ein dumpfes Wehklagen aus.

Keiner der Anwesenden schien an dieses unglückliche Kind zu denken.

„Sei willkommen, Marcelin," sagte Guerrier François, indem er mit dem jungen Manne anstieß, „was hast Du uns Neues zu erzählen?"

„Nicht viel," erwiederte dieser, indem er sein Glas leerte, „die Colette scheinen entschlossen die Verfolgung aufzugeben."

„Das ist das beste, was sie thun können," sagte Julien Nicolas, eine Art Riese mit bestialischem Gesichtsausdrucke, „denn sie werden nichts erreichen."

„Ja," sagte Guerrier höhnend, „sie haben endlich begriffen, daß sie es mit Stärkeren als sie sind zu thun haben, aber wir sind doch noch nicht am Ende."

„Die größten und unversöhnlichsten Feinde der Neger sind die Farbigen," sagte Marcellin sententiös.

„Gut gesprochen, mein Sohn," rief Béya Prospère, „die Farbigen sind weder Fisch noch Fleisch."

„Wenn man sie gewähren ließe, so hätten sie bald wieder die Sclaverei zu ihrem Nutzen hergestellt," bemerkte Julien Nicolas.

„Hast Du von Claire sprechen gehört?" fragte Jeanne Pellé.

„Ja, sie hat bei Herrn Chauvelin Klage gegen Dich erhoben."

„Ah, was Du da sagst, und was hat Ihr denn Herr Chauvelin geantwortet, mein Sohn?"

„Er hat ihr gesagt, daß sie verrückt sei, daß alle Welt wisse, daß Du ihre Tochter liebst, und daß Du, zum Beweise, daß Du sie nicht entführt hast, einen Zauberspruch von Papa Digo sprechen ließest, um das Kind wieder zu finden."

„Gut geantwortet das," rief lachend Jeanne Pellé, indem sie einen Seitenblick auf das unglückliche Geschöpf warf, welches sich in seinen Banden wand.

„Also," sagte Julien Nicolas, „die Colette geben es auf?"

„Sie haben es schon aufgegeben, und der Beweis dafür ist, daß die Soldaten heute bei Sonnenuntergang nach Port-au-Prince zurückgekehrt sind."

„Gut," sagte Jeanne, indem sie freudig in die Hände klatschte, „und Herr Chauvelin?"

„Er ist es, der zuerst fortgegangen ist, unter uns, meine Kinder," sagte Marcelin, „der arme Mann war halb todt vor Furcht."

„Glückliche Reise," riefen die Anwesenden lachend.

Die Gläser wurden gefüllt und mehrmals nach einander geleert.

Das Gespräch wurde ziemlich lange fortgesetzt, die Thurmuhr des Dorfes schlug eilf Uhr.

„Nun haben wir genug geplaudert," sagte Guerrier François aufstehend, „wir haben nun etwas Anderes zu thun; erinnere Dich," fuhr er fort, sich an Marcelin wen-

dend, „daß Congo Pellé und ich Deine Pathen sind, und daß wir für Dich bei Vater und Mutter Vaudou gut gestanden sind."

„Ich werde mich daran erinnern."

„Noch ist es Zeit zurückzutreten, wenn Du Furcht hast, ich mache Dich darauf aufmerksam, daß die Proben, denen Du Dich unterwerfen mußt, strenge sind."

„Ich will sie bestehen."

„Ist das Dein letztes Wort?"

„Ja!"

„Dann vorwärts," und sich an Jeanne Pellé wendend, fuhr er fort: „gehe voraus mit Julien Nicolas, Nereine und Béya; vor Allem vergeßt auf die Kleine nicht. Man muß vorsichtig sein, man kann nicht wissen, was geschehen kann; sie darf nicht länger hier bleiben."

Julien Nicolas warf das arme Geschöpf wie ein Bündel auf seine Schulter.

Die vier Banditen gingen hinaus, Guerrier und Marcelin blieben allein.

Als das Geräusch verstummt war, neigte sich Guerrier zu Marcelin.

„Höre," sagte er ihm fast ins Ohr, „die Vaudoux wissen Alles, man hat uns benachrichtigt, daß Du nur unter uns aufgenommen werden willst, um uns zu verrathen, man versichert, daß Du Deinem Herrn ergeben seist, und daß Du die Rache, die er an uns nehmen will, unterstützen willst. Du hast mir zweimal das Leben gerettet, ich möchte meine Schuld an Dich abtragen, sei offen! Was ist an Alledem Wahres, antworte mir.

Der junge Mann unterdrückte einen innerlichen

Schauer, aber sein Gesicht blieb unbeweglich, seine Stimme ruhig und er senkte nicht das Auge unter dem wilden Blicke des Banditen.

„Ich habe nichts zu antworten," sagte er mit Bestimmtheit.

„Genug, wir haben hundert Mittel, uns eines Verräthers zu entledigen, ich habe meine Pflicht gethan, Du bist gewarnt, erinnere Dich, daß ich Dir nichts mehr schulde, und nimm Dich in Acht, Marcelin."

„Wenn Ihr so großes Mißtrauen in mich setzt, warum nehmt Ihr mich dann auf?"

„Das ist eine Probe, die wir anstellen, und wer weiß, vielleicht ist es eine Lehre, die wir Dir geben wollen," erwiederte er mit finsterem Lachen. „Deine Hand!"

„Hier ist sie."

Im selben Augenblicke fiel die Lampe auf den Tisch herab und erlosch, vollständige Finsterniß umgab die beiden Männer.

„Komm'," sagte Guerrier, den jungen Mann mit sich fortziehend.

Marcelin ließ sich führen.

Kaum hatte er einige Schritte gemacht, als der junge Mann einen Hauch von warmer feuchter Luft sein Gesicht berühren fühlte, und zu gleicher Zeit durchzuckte ein blendender Blitz die Finsterniß.

Er befand sich in freiem Felde.

„Vorwärts," sagte Guerrier.

„Wohin gehen wir?"

„In das Lager der Baudoux."

Die Neger besitzen sowie die Rothhäute Amerika's in hohem Grade die instinctiven Fähigkeiten der wilden Thiere, sie gehen mit großer Sicherheit mitten in der dichtesten Finsterniß, sind mit ungeheurer Schnelligkeit begabt, und hören genau auf die weitesten Entfernungen das leiseste Geräusch.

Die beiden Männer setzten sich einer neben dem anderen im Laufschritte in der Richtung gegen Artibonite in Bewegung, glitten wie Schlangen durch die Gebüsche und die unentwirrbarsten Gesträuche, ohne daß die zahllosen Hindernisse, welche sich unter ihren Schritten erhoben, im Stande gewesen wären, ihren Lauf aufzuhalten.

Bald befanden sie sich im dichten Walde, nun schien es Marcelin, als sähe er zahlreiche Schatten an sich vorbeihuschen, andere glitten vor ihm her, er hörte ein seltsames und nicht zu bezeichnendes Geräusch, phantastische Lichter erschienen und verschwanden vor seinen Augen. Der Forst wurde immer dichter und dichter.

Marcelin erlangte nun die Gewißheit, daß eine große Anzahl von Individuen ihn von allen Seiten umgab, mehrere von ihnen gingen oder liefen vielmehr an seiner Seite, lautlos und finster wie Gespenster.

Der Wind blies mit unheimlichem Pfeifen heftig durch die Zweige der Bäume, die Blitze folgten mit rasender Schnelligkeit aufeinander. Der Donner rollte fast ohne Unterbrechung, es war ein wahrer Hexen-Sabbath.

Plötzlich erschien ein röthliches Licht vor den Augen des jungen Menschen, dieses Licht wurde von Minute zu Minute größer.

Eine Viertelstunde später trat er fast unvermuthet

auf eine ungeheure Lichtung, in deren Mitte ungeheure Holzblöcke brannten, welche die Gegend wie mit Tageshelle erleuchteten.

Vier bis fünfhundert Individuen beider Geschlechter, Weiße, Neger und von gemischtem Blute waren auf dieser Lichtung versammelt.

Die Neger waren in der Mehrzahl, diese Individuen größtentheils nackt oder doch halbnackt, bildeten seltsame Gruppen, die über die ganze Ausdehnung der Lichtung zerstreut waren.

Im Hintergrunde und den Horizont vollständig versteckend, erhob die imponirende Masse des riesigen Piton der Curidas, dessen kahler Gipfel sich in den Wolken zu verlieren schien.

„Halt," sagte Guerrier, indem er seine Hand schwer auf die Schulter des jungen Mannes sinken ließ, „wir sind am Ziele."

Marcelin blieb stehen, ein Schauer des Entsetzens durchlief bei dem seltsamen Schauspiele, das sich plötzlich seinen Augen darbot, seinen ganzen Körper, aber er hatte genug Macht über sich selbst, um jede Spur seiner inneren Aufregung zu verbergen.

Der junge Mann fühlte sich beobachtet, und er wußte, daß das geringste Zeichen von Ekel oder von Schwäche von seiner Seite unfehlbar das Signal zu seinem Tode sein würde.

„Desto besser," erwiederte er, indem er sich nachlässig das Gesicht mit dem Aermel seines Kleides abwischte, „ich bin froh, daß wir endlich angelangt sind. Was für einen teufelsmäßigen Lauf hast Du mich machen lassen, Guerrier.

Noch solche zehn Minuten und ich glaube, auf mein Wort, ich wäre am Wege liegen geblieben."

„Nun," erwiederte höhnend Guerrier François, „Du bist wacker und bei dem Gotte Vaudou, ich glaube, Du wirst uns Ehre machen."

„Ich glaube es auch," erwiederte er, „was haben wir jetzt zu thun?"

„Bis jetzt noch nichts, setze Dich hier neben mich nieder und laßt uns warten."

Marcelin und sein Gefährte setzten sich nun auf einen umgestürzten Baumstamm, auf dem bereits andere Individuen saßen.

XII.

Die Einweihung.

Göthe läßt in seinem unsterblichen Faust seinen Helden von Mephistopheles, in einem gewissen Augenblicke in der Walpurgisnacht auf den Gipfel des Harzgebirges führen, um daselbst dem Hexen-Sabbath beizuwohnen.

Niemals hat sich die Einbildungskraft des berühmten Dichters reicher und fruchtbarer gezeigt, als in der Beschreibung dieses phantastischen Pandämoniums. Aber so kräftig auch die Pinselstriche dieses Meisters sind, und so vollständig die Einzelnheiten, die er sich gefiel auszumalen, sein seltsames Gemälde kann sich nicht mit dem wirklichen und ergreifenden Schauspiele vergleichen, welches Marcelin wie ein höllisches Kaleidoskop vor seinen erschrockenen Blicken sich entrollen sah.

Die Lichtung hatte eine ovale Form, sie war, wie wir

bereits bemerkt haben, durch ungeheure Holzstöße eines harzigen Holzes erleuchtet, welche Flammen, die Feuersbrünsten glichen, in die Höhe trieben, und da sie beständig von dem Winde angefacht wurden, große Massen von Schatten und von Licht verstreuten, welche den Gegenständen ein phantastisches Ansehen verliehen.

Am Fuße des Piton der Curidas selbst erhob sich ein roher Altar, von höchstens drei Fuß Länge, aus schlecht gezimmertem Holze zusammengefügt, roth angestrichen, auf welchem eine ziemlich große Kiste stand, auf einer Seite durch ein Gitter von Bambusrohr geschlossen, welches dem eines Käfigs ähnlich war.

Diese Kiste war die heilige Arche der geweihten Eidechse.

Zu beiden Seiten dieser Kiste standen aufrecht, unbeweglich, stolz und ganz in Roth gekleidet, der König und die Königin der Vaudoux.

Der König trug auf der Stirn einen Hauptschmuck von rothem Stoffe, und als blutige Ironie ein breites blaues Band en sautoir, ohne Zweifel eine Erinnerung an die Sclaverei zu Zeiten der französischen Bourbonen. In der Hand hielt er einen kurzen mit Blut gefärbten Stock statt des Scepters.

Die Königin war ungefähr in derselben Weise gekleidet.

Der König war Floréal Apollo, die Königin Roseïde Sumera.

Mehrere halbnackte, vor dem Altar kniende Vaudoux zerfleischten sich das Gesicht mit den Nägeln, andere sprangen mit einer wunderbaren Schnelligkeit und Geschicklich-

keit auf den Bäumen von Zweig zu Zweig, andere wieder vollbrachten Kraftstücke, welche über die menschliche Natur hinauszugehen schienen, und von denen uns die Verzückten am Grabe des nur zu berüchtigten Diacons Pâris untrügliche Beweise gegeben haben.

Die einen tauchten ihre nackten Arme in eine Glühpfanne, angefüllt mit siedenden Substanzen, andere hatten einen ungeheuren Mörser auf ihre Brust gelegt, in welchem mehrere kräftige Männer mit einer Art Wuth Yamswurzeln und Bananen zerstießen, ohne daß die Träger dieser Mörser den geringsten Schmerz verspürten.

Die Weiber gaben sich einem fanatischen Tanze, einer Art von obscönem Pyrhusreigen hin, und trugen dabei auf ihren Köpfen einen großen Krug voll Wasser, von dem sie nicht einen Tropfen verschütteten.

Weiterhin machten Zauberer und Zauberinnen ihre magischen Beschwörungsformeln, verkauften Heilmittel gegen gewisse Krankheiten, die für unheilbar galten, und spielten mit Schlangen der gefährlichsten Gattung.

Man hörte nichts als Gesang, Geschrei und Lachen, und um das Gemälde zu vervollständigen, das wüthende Pfeifen des Windes; die Blitze und das dröhnende Rollen des Donners machen diese schreckliche Scene noch entsetzensvoller.

Der arme Marcelin glaubte sich in die Hölle versetzt, trotz all' seines Muthes fühlte er sich schwach werden; der Schrecken bemächtigte sich seiner, und es bedurfte das Aufgebot seiner ganzen Willenskraft, um nicht aufzustehen und die Flucht zu ergreifen.

Plötzlich ertönte ein gellender Pfiff durch die Lichtung;

alsogleich wie durch Verzauberung hielten Alle inne, und ein vollständiges Stillschweigen trat an die Stelle des entsetzlichen Tumultes, welcher eine Secunde früher geherrscht hatte.

Ein neues Signal, kürzer und gebieterischer als das frühere, ließ sich vernehmen.

Die Vaudoux hüllten sich nun, so gut es eben ging, in Kleider und Fetzen von rothem Stoffe ein, stellten sich Alle in einer Reihe auf und zogen im Laufschritt drei Mal an dem Altar vorüber, indem sie die Windungen einer ungeheuren Schlange nachahmten.

Nachdem der dritte Lauf vollendet war, stellten sie sich vor dem Altare auf, indem sie im Chore folgende seltsamen Worte sangen, deren Melodie durch Stockschläge geregelt, welche in gleichen Zwischenräumen auf eine ungeheure Bamboula oder Trommel fielen, die ein Papa hielt, der im Rufe der Heiligkeit stand.

A la bombaia bombé
Lamma samana quana,
E van vanta
Nana docki.

Diese Worte sind nach Drouin de Berry nur ein Refrain und bedeuten Folgendes:

„Laßt uns schwören, die Weißen und Alles, was sie besitzen, zu vernichten, und eher zu sterben, als darauf zu verzichten."

Es frägt sich nur, ob diese Uebersetzung genau ist.

Wir gestehen aufrichtig, daß wir es nicht wissen.

Vorausgesetzt, daß diese Worte genau übersetzt sind, so müssen sie, einer gegründeten Voraussetzung zu Folge,

die Ueberreste eines Kriegsliedes sein, welches zur Zeit der großen Erhebung der Neger gegen die Weißen, ein afrikanischer Barde gedichtet hat.

Der König erhob sein Scepter und alsogleich trat Stillschweigen ein.

Die Ceremonie, zu welcher dieser Gesang und dieser athemlose Lauf nur die Einleitung gebildet haben, begann endlich.

Alle Anwesenden erneuerten zunächst unter großem Geschrei und lächerlichen Körperbewegungen ihren der Schlange geleisteten Eid.

Auf ein Zeichen des Königs bückte sich Congo Pellé, der mit einem Messer in der Hand an seiner Seite stand, und indem er den Kopf einer Ziege, die angebunden zu seinen Füßen lag, erhob, schnitt er derselben die Kehle durch, und ließ das Blut in ein Gefäß laufen; dann ließ er dieses mit rauchendem Blute angefüllte Gefäß von Hand zu Hand gehen.

Jeder der Anwesenden trank der Reihe nach, indem er blinden Gehorsam der Schlange und unverletzliches Geheimniß dem Gotte Vaudou schwor.

Nachdem diese Pflicht erfüllt war, wurde die Kiste, von der wir früher gesprochen haben, von dem Altare herabgenommen.

Die Königin stieg dann auf diese Kiste, wie die Pythia auf ihren Dreifuß, und wand sich alsogleich den seltsamsten Convulsionen zur Beute.

Sie bewegte sich, zitterte, sprach, tobte, fluchte, prophezeite und antwortete im Namen der Gottheit allen An=

wesenden, welche sich der Reihe nach ihr ehrfurchtsvoll näherten und ihre Bitten an die Eidechse richteten.

Die Einen befragten das Orakel wegen ihrer Gesundheit; die Andern wollten das geeignetste Mittel kennen, um Glück bei ihren Unternehmungen zu haben; die Einen vom Hasse, die Andern von einer Liebe und Leidenschaft geleitet, die das Verbrechen zum Gegenstande hat, thaten die seltsamsten Fragen, und Keiner von ihnen allen fand jemals den Gott Vaudou taub für seine Bitten.

Ein Gefäß, halb bedeckt von einem schmutzigen hellgrünen Fetzen, diente dazu, die Opfergaben aufzunehmen, welche die Eingeweihten der Reihe nach als Geschenk für den Gott niederlegten.

Mit diesen Opfergaben, zu welchen die Bekenner verpflichtet sind, werden alle Auslagen dieses Cultus bezahlt, die kranken oder in ihren Geschäften unglücklichen Genossen unterstützt und unter den Fremden der Einfluß der Secte aufrecht erhalten.

Dann wurde eine Art von Rath constituirt, der aus den einflußreichsten Mitgliedern der Verbrüderung zusammengesetzt wurde, ein Rath, in welchem Jeder Pläne vorlegte, um sich an gewissen mächtigen Farbigen zu rächen; man setzte die Schritte fest, die zu machen seien, man ertheilte Befehle und kam über gewisse Mittel der Ausführung überein, welche die Königin immer durch den Willen des Gottes unterstützte.

Diese verschiedenen Verschwörungen waren besonders gegen die Familie des Herrn Colette und gegen die des Herrn Duchauvelle gerichtet, gegen welche besonders die Hauptlinge der Vaudoux einen tiefen Haß zu hegen schienen.

Als alle Vorbereitungen endgültig festgestellt waren, hob man endlich die Rathssitzung auf und auf ein gebieterisches Zeichen des Königs oder Papa Vaudou zogen sich die Eingeweihten eine kleine Strecke zurück und bildeten einen ungeheuren Kreis rings um den Altar.

„Die Neuaufzunehmenden!“ rief der König mit weithin schallender Stimme.

Eine große Bewegung ging jetzt in der Menge vor sich, eine Bewegung des Interesses und der Neugierde.

Zweiundzwanzig Neger, unter welcher Zahl sich auch Marcelin befand, wurden augenblicklich durch ihre betreffenden Pathen vorgeführt und in einer einzigen Linie in der Mitte des Kreises aufgestellt.

Der junge Mann war bis dahin mit François Guerrier auf dem entgegengesetzten Ende der Lichtung sitzen geblieben; er hatte folglich nur sehr unvollkommen das sehen können, was vor dem Altar vorging und er hatte sich keine Rechenschaft darüber gegeben. Dank dem Zeitraum, welcher seit seiner Ankunft verflossen war, hatte das Nachdenken, indem es ihm seine Lage so zeigte, wie sie wirklich war, die Ruhe in seinem Geiste wieder hergestellt; sein ganzer Muth war ihm wieder zurückgekehrt und mit festem Schritte nahm er seinen Platz in der Mitte des Kreises ein.

François Guerrier hatte ihn beiläufig von den Proben, denen er sich unterwerfen mußte, in Kenntniß gesetzt.

Er wartete ruhig und würdevoll.

Die Einweihung begann.

„Was willst Du?“ fragte mit drohendem Ausdruck der König den Aufzunehmenden, der ihm am nächsten stand.

„Ich will," erwiederte demüthig der Neger, „die heilige Eidechse küssen und von der Königin Vaudou ihre Befehle und ihre Gifte erhalten."

„Die Worte waren die sacramentale Formel."

Der König Vaudou erwiederte: „Kennst Du die Folgen des Schrittes, den Du in diesem Augenblicke unternimmst?"

„Ich kenne sie."

„Hältst Du Dich für muthig genug, um ohne Klage die Proben zu überstehen, denen Du Dich unterwerfen mußt, um unter die Kinder der heiligen Eidechse aufgenommen zu werden?"

„Ich glaube es."

Der Neger hatte kaum diese drei Worte vollends gesprochen, als sich der König Vaudou mit dem Satze eines Tigers auf ihn stürzte, und ihm mit einem Dolchstoße den rechten Oberarm nahe bei der Schulter durch und durch stieß.

Der Unglückliche so unvorbereitet überrascht, stieß einen schrecklichen Schmerzensschrei aus, einen Schrei, dem alsogleich wie ein furchtbares Echo das höhnische und gellende Lachen der Vaudoux antwortete, welche theilnahmslose Zuschauer dieser schrecklichen Einweihung waren.

Der König warf einen Blick der Verachtung auf den unglücklichen Neophyten.

„Ah," sagte er, „ist das also Dein Muth. Werft diesen Hund den Lämmergeiern vor."

Congo Pellé warf sich alsogleich auf den unglücklichen Neophyten und spaltete ihm mit einem einzigen Hiebe der Hacke den Kopf.

Der Neger fiel wie eine leblose Masse zu Boden.

Er war todt.

„Nun zu einem anderen,“ sagte kalt der König Baudou, indem er verächtlich mit dem Fuße die Leiche von sich stieß.

Marcelin trat vor.

Der Zufall hatte ihm den zweiten Platz angewiesen.

Floréal Apollo betrachtete ihn einen Augenblick mit finsterer und träumerischer Miene; der junge Mann blieb ruhig, mit erhobenem Haupte und den Blick fest auf den des Königs Baudou geheftet.

Dieser richtete nach einem Augenblicke des Stillschweigens dieselben Fragen an ihn, wie an den ersten Neophyten.

Marcelin antwortete mit denselben Worten, die sein Vorgänger vor ihm gesprochen hatte.

„Es ist gut,“ sagte höhnisch Floréal Apollo. „Strecke Deinen rechten Arm seiner ganzen Länge nach aus.“

Der König faßte nun ein brennendes Holzscheit, und legte es auf den Arm des jungen Mannes, wo er es festhielt, in dem er in das Gesicht desselben blickte.

Das Fleisch verkohlte, das Blut zischte, es war eine furchtbare Folter.

Marcelin lächelte.

„Ah,“ sagte der König, indem er das Holzscheit mit einer Geberde der Ueberraschung, die er einer solchen Standhaftigkeit gegenüber nicht unterdrücken konnte, weit von sich warf, Du fürchtest also den Schmerz nicht.

„Ich fürchte nichts, es giebt keinen Schmerz,“ erwiederte Marcelin mit sanfter Stimme, ohne zu ahnen, daß er einen Weisen des alten Griechenlands, von dem er

durch zwanzig Jahrhunderte getrennt war, nachahmte. Dann zog er ein langes Messer aus seinem Gürtel und sagte: „Sieh her!“

Mit einem einzigen Schnitte hatte er alle verbrannten Theile entfernt.

Die Vaudoux, die in diesen Dingen gründliche Kenner waren, stießen unwillkürlich einen Schrei der Bewunderung bei diesem unerhörten Beweise von Verachtung des Schmerzes aus.

„Es ist gut,“ sagte kalt der König, indem er ihm die Hand reichte.

Marcelin streckte seinen verbrannten Arm aus, der König drückte ihn in einer Weise, die ihm einen furchtbaren Schmerz verursachte, aber ungeachtet des Schmerzes zuckte der junge Mann nicht. Das Lächeln blieb auf seinen Lippen festgebannt, und kein Zittern erschütterte seinen Körper.

Floréal betrachtete ihn aufmerksam, indem er eine nervöse Zusammenziehung seiner Gesichtsmuskeln zu entdecken suchte.

„Deine Proben sind zu Ende,“ sagte endlich der König, indem er seinen Arm sinken ließ, „Du bist ein echter Sohn der Eidechse. Wirst Du Deinem Schwure treu sein?“

„Ich werde es sein.“

„Schwörst Du unverletzliches Geheimniß über die Secte zu bewahren, der Du anzugehören jetzt die Ehre hast.“

„Ich schwöre es.“

„Trete näher.“

Der junge Mann trat zwei Schritte vor.

Der König bückte sich und öffnete den Käfig, Floréal

Apollo faßte die Eidechse und schlang sie um den Körper des Neuaufgenommenen; die Eidechse streckte sich, zog rasch ihre Ringe um den jungen Mann, und erhob sich bis zu seinem Halse.

„Küsse die heilige Eidechse und gieb mir sie zurück," sagte der König Vaudou.

Marcelin gehorchte.

Der König steckte das Thier wieder in den Käfig.

„Du bist ein Kind der Eidechse, verlange die Befehle und Gifte der Königin."

Der Neger näherte sich der Königin.

Diese lächelte, indem sie ihn kommen sah, der Muth des jungen Mannes hatte sie in Erstaunen versetzt.

„Strecke Deinen Arm aus," sagte sie zu ihm.

Sie untersuchte mit ernsthafter Aufmerksamkeit seine furchtbare Wunde, dann nahm sie von dem Käfige eine Art von grünlichem Teig, welcher aus gewissen unbekannten Kräutern bereitet wird, strich ihn auf die Wunde, und befestigte ihn sorgfältig mittelst eines aus dem Baste des Wolldornes verfertigten Verbandes.

„Nun wohl, jetzt ist Alles gut," sagte sie, „morgen wird man nichts mehr davon sehen."

Der Schmerz hatte wie durch Zauberei aufgehört.

Die Königin neigte sich nun zu dem jungen Manne, und theilte ihm mit einer Stimme, die so leise, wie ein Hauch war, die Parole und das Losungswort mit. — Das nennen die Vaudoux, die Befehle erhalten, dann legte sie ein Packet von Kräutern in seine Hand, deren Eigenthümlichkeiten sie ihm mit einigen Worten erklärte.

„Gehe, mein Kind!“ sagte sie dann, „und bleibe der heiligen Eidechse treu.“

Er grüßte ehrfurchtsvoll die Königin und kehrte dann auf seinen Platz zurück.

Mit Ausnahme von zweien, welche unbarmherzig niedergemacht wurden, bestanden alle Aufzunehmenden muthig die schrecklichen Proben, denen man sie unterwarf.

„Kinder der Eidechse,“ sagte der König, als die Aufnahme zu Ende war, „die großen Feste des Jahreswechsels nahen heran, Weihnachten, der Neujahrstag und die heiligen drei Könige werden gefeiert werden, wie sie es schon seit langer Zeit nicht mehr wurden, drei kostbare Opfer für die Schlange sind bereit, sie werden mit großem Pompe geopfert werden, freut Euch darauf?“

Die Vaudoux stießen ein Geschrei oder vielmehr ein Geheul der Freude aus.

Der König legte nun eine Hand auf den Käfig, indem er mit der anderen die Eidechse preßte, er theilte so die elektrische Bewegung, welche das Reptil ihm verlieh der Königin mit, und die Königin ihrerseits theilte alsogleich diese elektrische Bewegung dem ganzen Kreise der Eingeweihten mit.

Nun ereignete sich eine seltsame Thatsache als schreckliche Krönung dieses namenlosen Werkes.

Die Vaudoux schienen plötzlich vom Schwindel ergriffen, sie wurden sogleich von convulsivischen Bewegungen, bei welchen der obere Theil des Körpers, der Kopf und die Schultern sich auszurenken schienen, erschüttert, eine fieberhafte Aufregung bemächtigte sich aller Eingeweihten, und die alkoholhältigen Getränke, welche man fortwährend

verschwenderisch unter sie vertheilte, steigerten diese Aufregung bald zum Paroxysmus.

Ein Trommelschlag ertönte.

Der König stieg auf die Kiste, welche die Eidechse einschloß, und nachdem er durch eine Handbewegung Stillschweigen geboten, stimmte er mit starker Stimme den heiligen Gesang des Vaudou an, der von allen Eingeweihten im Chor wiederholt wurde.

Eh! eh! Bomba, hen, heu!
Canga bafio té.
Canga mouné dé lé
Canga de ki là
Canga li.

Und plötzlich, als ob sie von Wahnsinn ergriffen worden wären, faßten sich alle Männer, Weiber und Kinder, denn es waren auch Kinder unter ihnen, bei der Hand, und begannen eine höllische Runde, welche bald mit schwindelnder Schnelligkeit um den Käfig wirbelte.

Die Trommel schallte fortwährend und der Gesang wurde mit erneutem Eifer fortgesetzt.

Der Tanz wirbelte um die brennenden Holzstöße, wie ein Windstoß, den nichts aufhalten kann. Und dazu leuchtete das düstere Licht der Blitze, welche den Horizont von einem Ende zum andern zerrissen, und grollte das furchtbare Rollen des Donners zwischen den Hügeln.

Mittlerweile sanken die Tänzer einer nach dem andern, ermüdet, erschöpft, betäubt zu Boden, aber sie wurden sogleich zur Seite getragen, und durch andere ersetzt, welche mit einer Schnelligkeit ohne Gleichen begannen, und der Tanz dauerte immer rascher und immer zügelloser fort.

Diese höllische Runde dauerte während der ganzen Nacht.

Als Marcelin, der gleichsam gegen seinen Willen von dem Wirbelwind mit fortgerissen worden war, sich seiner Sinne wieder mächtig fühlte, fand er sich allein, Alles war verschwunden, es war heller Tag, der Sturm hatte aufgehört, die Sonne strahlte glänzend an dem azurblauen Firmamente.

Der junge Mensch glaubte zuerst, als er die Augen öffnete, er habe einen schrecklichen Traum geträumt, aber als sein Blick auf seinen verwundeten Arm fiel, erwachte die Erinnerung in ihm, er sprang mit Einem Sprunge empor und warf einen argwöhnischen Blick rings um sich.

Nichts rührte sich.

Ein Lächeln von unbeschreiblichem Ausdrucke spielte während einiger Secunden um die Lippen des tapferen und ergebenen Dieners, und, indem er die Augen zum Himmel erhob, sagte er mit tiefer Stimme: „Jetzt zu den schwarzen Bergen! Gott sei gelobt, mein Herr wird gerächt werden.“

Mit diesen Worten wandte sich der junge Mann laufend nach der Richtung der Gebirge, wo, wie wir weiter oben berichtet haben, Herr Duchauvelle sein Observatorium und sein Hauptquartier errichtet hatte.



XIII.

Die Begegnung.

Eine Thatsache muß zur Ehre des neunzehnten Jahrhunderts constatirt werden und diese Thatsache ist folgende.

Dank dem Fortschritte, dessen unwiderstehliche Fluth, geschwellt von der unsichtbaren und allmächtigen Hand der Vorsehung ohne Unterlaß steigt, und mit einer beinahe mathematischen Regelmäßigkeit für immer die letzten Spuren der Barbarei unserer Vorfahren verwischt, Dank diesem Fortschritte, sagen wir, existirt die Sclaverei, dieser häßliche Aussatz, diese ironische und grausame Verläugnung der Civilisation, welche in Amerika die Ausrottung ganzer Menschenracen herbeigeführt hat und Ströme von Blut und Thränen vergießen ließ, nur mehr in einem einzigen Lande, der Insel Cuba, wo sie zur Schande der Menschheit durch das katholische Spanien sorgfältig gepflegt wird.

Diese Thatsache, welche heut zu Tage der Geschichte angehört, hat eine Bedeutung, deren ungeheure Wichtigkeit Niemand zu läugnen vermag.

Zu einer uns noch sehr nahe gerückten Epoche, in der das schwarze Gesetzbuch in dem größten Theile der neuen Welt Geltung hatte, wurden die Sclaven auf den Plantagen in zwei Klassen eingetheilt.

Der Unterschied dieser zwei Klassen war folgender:

Die eine Klasse bestand aus den Negern, die von der Küste Afrika's importirt wurden, und die andere aus denen, die auf den Plantagen geboren wurden.

Die ersteren, in wie zartem Alter sie auch in Amerika

ausgeschifft worden sein mochten, bewahrten immer, was man auch thun mochte, um es zu verwischen, als unauslöschliches Brandmal die entscheidenden Charaktereigenthümlichkeiten der Race, der sie angehörten.

Gezähmt oder vielmehr geschmeidig gemacht durch die Peitsche des Sclavenaufsehers oder den Stock des Haushofmeisters wucherten ihre wilden Instincte nicht nur im tiefsten Grunde ihres Herzens fort, sondern in der Berührung einer zweifelhaften Civilisation, die sie nicht einmal begriffen, und von der sie eigensinniger Weise nichts wissen wollten, entwickelten sie sich im Gegentheile daselbst mit einer furchtbaren Energie, die nichts beherrschen konnte.

Zu schwach und vor Allem zu feige, um sich offen gegen ihre unerbittlichen Herrn zur Wehre zu setzen, nahmen sie ihre Zuflucht zur Heuchelei, zur List und zur Geduld, diesen furchtbaren Waffen der Besiegten, und mit einer Katzenschlauheit lauerten sie oft lange Jahre hindurch auf eine Gelegenheit sich zu rächen, ohne daß jemals ein Wort oder eine Geberde ihren unerschütterlichen Entschluß verrieth.

Diese Neger waren auf den Plantagen ungemein gefürchtet.

In der That predigten sie den anderen Sclaven das Evangelium der Empörung.

Mit einander durch einen gemeinsamen Haß verbunden, fortwährend von dem verlorenen Vaterland träumend, als einzige Parole den Ruf: Tod den Weißen, anerkennend, erstanden aus ihren Reihen die Zauberer, die Wahrsager, die Amuletverkäufer, die Vaudoux und die

Vergifter, oder, um uns besser auszudrücken, sie waren dies Alles zu gleicher Zeit.

Von hundert Negern, welche von demselben Schiffe in der Colonie ausgeschifft wurden, waren nach Verlauf von kaum sechs Monaten wenigstens sechzig wie wilde Thiere getödtet, oder sie waren Marrons geworden, das heißt, sie waren aus den Häusern entflohen, und waren, sich in den unzugänglichen Gebirgen verschanzend, zu dem wilden Leben zurückgekehrt, das sie eigentlich niemals aufgegeben hatten.

Ihre Rache begann nun, und stark durch die Verbrüderung, machten sie Propaganda unter den treu gebliebenen Negern, predigten ihnen den Aufstand, und verbreiteten überallhin Schrecken, indem sie ihren Weg durch Mord, Brandlegung und Ruinen bezeichneten.

Das sind diese Marron-Neger, welche immer decimirt, aber niemals vernichtet wurden, welche, wenn die Stunde der Rache endlich gekommen war, in Massen aufstanden, ihre Brüder zur Unabhängigkeitserklärung aufforderten, sich wie Tiger auf die Plantagen stürzten, und die ersten und unerschrockensten Soldaten des aufständischen Heeres, oder vielmehr Soldaten der afrikanischen Unabhängigkeit von San-Domingo wurden.

Die zweite, natürlich der ersten an Zahl weit überlegene Klasse von Negern besteht aus den auf den Plantagen geborenen Negern, deren Blut größtentheils durch auf einander folgende Racenkreuzungen gemischt ist, und von denen bei vielen der Typus, ja sogar die Farbe sich zu verwischen anfängt.

Diese in engeren und vertrauteren Beziehungen zu

den Weißen lebend, an die Anforderungen der Civilisation durch das Beispiel von Vater und Mutter gewöhnt, und seit langen Jahren unter das Joch eines duldenden Gehorsams gebeugt, hatten nach und nach ihre ursprünglichen Physiognomien, ihre angeborene Energie verloren, sie hatten, wenigstens scheinbar, ohne allzu großen Schmerz die schwere Last der Sclaverei, die sie seit ihrer Geburt drückte, angenommen.

Faul, lügenhaft, gefräßig, waren diese Neger auch noch feig, aus Löwen zu Hyänen geworden; sie dienten in niedriger Weise dem Hasse ihrer Herren, indem sie sich nöthigenfalls dazu hergaben, die grausamen Einfälle derselben auszuführen, indem sie eine Wollust darin fanden, gegen die andern Sclaven, welche eine Laune des Pflanzers, dem sie alle angehörten unter ihre Zuchtruthe gestellt hatte, noch grausamer zu erscheinen, als die Weißen, und indem sie die Colonisten, bei jeder Gelegenheit aufforderten, ihre Strenge gegen die Widerspänstigen und Ungehorsamen zu verdoppeln.

Diese Sclaven waren eben durch die Niedrigkeit ihrer Gesinnung noch mehr zu fürchten, als die Gebirgsneger. So nannte man nämlich die Flüchtlinge oder Marrons, mit welchen diese Neger im Geheimen fortgesetzte Verbindungen unterhielten, denen sie die Pläne ihrer Herren mittheilten, und die sie nie ermangelten, von allen gegen die Sicherheit derselben von den Pflanzern ergriffenen Maßregeln in Kenntniß zu setzen.

Als die Abschaffung der Sclaverei und die Erklärung der Unabhängigkeit der Neger von San-Domingo eintrat,

wurde natürlicherweise eine sehr scharf begrenzte Scheidewand zwischen diesen zwei Klassen von Negern gezogen.

Die ersteren wild, unwissend, abergläubisch, blieben, was sie immer gewesen waren, Wilde, welche jeder Beschränkung spotteten, für welche das Wort Freiheit nur Zügellosigkeit, Diebstahl und Trägheit bezeichnete, während sich die letzteren inniger mit den Farbigen verbanden, welche die Revolution geleitet und zu einem glücklichen Ziele geführt hatten.

Aber diese Neger, unfähig eine logische und feststehende Ordnung der Dinge einzuführen, verfolgten das System, welches sie anfangs angenommen hatten, und, indem sie die Gesellschaft unterminirten, drängten sie sich überall ein, und es gelang ihnen, Dank ihrer halben und kaum begonnenen Bildung, die Mehrzahl der untergeordneten Stellungen einzunehmen, aus denen es dann später unmöglich ward sie zu verdrängen, um so mehr, als sie im Geheimen immer die Verbündeten der andern Neger blieben, und sich vorkommenden Falles derselben zu bedienen wußten, um alle nützlichen Bestrebungen der Farbigen zu vernichten, und sie durch die immer über ihren Häuptern schwebende Furcht einer Empörung der früheren Gebirgsneger einzuschüchtern, die noch heutzutage die unruhigste Klasse der ärmeren Bevölkerung bildet.

Ungeachtet der langen Zeit, welche seit der Unabhängigkeitserklärung und der offiziellen Anerkennung der Republik Haiti durch die europäischen Mächte verflossen ist, hat sich diese Scheidelinie, welche sich vom Anfange an zwischen den zwei Kategorien von Negern auf San-Domingo gebildet hat, erhalten und besteht noch heute in

ihrer ganzen ursprünglichen Reinheit, noch immer besteht ein geheimer Kampf zwischen ihnen, allerdings abwechselnd mit zufälligen durch gemeinsame Interessen hervorgerufenen Bundesgenossenschaften, aber ohne daß glücklicher Weise diese Bundesgenossenschaften jemals dauernd werden könnten; zu viele entgegengesetzte Interessen trennen diese Männer, die sich so zu sagen instinctmäßig wegen der mehr oder weniger verschiedenen Nüance, welche die Racenkreuzung wie ein unauslöschliches Brandmal auf ihre dunkle Haut gedrückt hat, hassen und verachten.

Wir beendigen hier diese vielleicht für den Geschmack unserer Leser schon zu lange Abschweifung und nehmen wieder den Faden unserer Geschichte auf.

Zuerst müssen wir sagen, wer dieser junge Neger war, der seinem Herrn so ergeben schien.

Marcelin war in Texas geboren, er war ein Sclave und Sohn einer Sclavin. Sein erster Herr war französischen Ursprungs und hieß Galveston; es war ein gerechter und intelligenter Mann, der die Sclaverei als ein Gesetz des Landes, in dem er sich niedergelassen hatte, hinnahm, aber für die wenigen Neger, die er, da er nichts weniger als reich war, besaß, ein guter und milder Herr war.

Er legte ihnen keine Arbeiten auf, die ihre Kräfte überstiegen, liebte sie, unterrichtete sie sogar und beschützte sie bei jeder Gelegenheit.

Bei seinem Tode verbreitete sich sogar das Gerücht, daß er sie in seinem Testamente für frei erklärt habe, aber sei es, daß dieses Testament gar nicht existirte, sei es, was allerdings wahrscheinlicher ist, daß es, wie dies nur zu oft vorkommt, von den habsüchtigen Erben des Pflanzers

unterschlagen wurde, kurz dieses Testament fand sich nirgends vor, und die Neger wurden verkauft, als der Nachlaß ihres früheren Herren geregelt wurde.

In dem Augenblick, als die menschliche Waare in dem öffentlichen Verkaufslocale versteigert wurde, kam Herr Duchauvelle, der sich kaum seit einigen Tagen in Texas befand, wohin ihn gewisse Angelegenheiten berufen hatten, zufällig herein, und von Mitleid für diese Unglücklichen erfaßt, welche schluchzend den kalten gleichgültigen Blick des Auctionators und die grausamen Spöttereien der Menge ertrugen, kaufte er Marcellin und seine Mutter.

Marcelin war damals, wie wir schon weiter oben bemerkt haben, noch ein Kind.

In dem Hôtel, welches er bewohnte, angekommen, ließ Herr Duchauvelle sofort zwei Gerichtspersonen kommen, welche auf seinen Wunsch sogleich eine Urkunde aufsetzten, welche den beiden neu angekauften Sclaven die Freiheit gab, welche Urkunde, wie es das Gesetz verlangte, von vier angesehenen Kaufleuten des Landes als Zeugen unterzeichnet wurde.

Die beiden Gerichtspersonen zogen sich, nachdem sie gewissenhaft ihre Pflicht erfüllt, und eine reiche Belohnung für ihre Mühe von dem großmüthigen Pflanzer erhalten hatten, unter vielen Verbeugungen zurück.

Herr Duchauvelle wandte sich nun zu den beiden Sclaven, welche ängstlich in dem dunkelsten Winkel des Saales zusammengekauert dasitzend, traurig und theilnahmslos dieser Scene, von der sie nichts verstanden, beigewohnt hatten, und sagte, indem er die arme Mutter anredete,

welche weinend und schweigend ihr Kind fest an ihre Brust drückte, mit gütigem Ausdrucke:

„Da, arme Frau, nehmt dieses Papier, Ihr seid frei."

„Frei," murmelte sie, indem sie ihn mit Erstaunen, in das sich Mißtrauen mischte, anblickte, „wozu frei Herr?"

„Was heißt das wozu frei? Ihr könnt thun, was Euch beliebt. Gute Frau, Ihr könnt kommen und gehen nach Eurem Belieben, ohne daß Euch Jemand hindern darf, mit einem Worte, ich schenke Euch die Freiheit, Ihr seid keine Sclavin mehr, Ihr seid frei, frei, versteht Ihr mich?"

Das arme Weib, ohne eine Bewegung zu machen, um das Papier zu ergreifen, schüttelte mit dem Ausdrucke des Unglaubens den Kopf.

„Das ist nicht möglich," sagte sie, „Sie haben schwarzes Blut in den Adern, Herr."

„Nun, und was beweist das?" fragte er.

Die Negerin senkte den Kopf, ohne zu antworten.

„Ich verstehe Euch, unglückliche Frau," sagte er mit Traurigkeit, „die Farbigen sind noch grausamer gegen die Race, der sie ihren Ursprung verdanken, als die Weißen selbst. Nicht wahr, das wolltet Ihr sagen?"

Sie erhob die Augen zu ihm.

„Ja," murmelte sie mit kaum vernehmbarer Stimme.

„Beruhigt Euch, arme Frau," erwiederte Herr Duchauvelle gütig, „ich bin aus einem Lande, in dem die Sclaverei abgeschafft ist, und in dem die Neger ihre Unabhängigkeit zu erlangen wußten."

„Giebt es denn ein solches Land,“ fragte sie voll Erstaunen.

„Gewiß giebt es ein solches Land, und ich hoffe sehr bald in dasselbe zurückzukehren, das heißt, sobald meine Geschäfte hier beendet sind. Wisset denn, indem ich Euch kaufte, habe ich nur den einen Zweck gehabt, Euch sowohl als Euren Sohn für immer der Sclaverei zu entziehen, und Euch die Freiheit zu schenken. Nehmt diese zweihundert Dollars, sie werden hoffe ich ausreichen, um Euch die Mittel zu einem Gewerbe zu schaffen, das Euch und Euer Kind ernährt.“

Die Negerin schüttelte traurig den Kopf und eben so wie sie die Freiheitsurkunde abgelehnt hatte, so wies sie auch die mit Gold gefüllte Börse ab, die ihr der Pflanzer darbot.

„Nun in diesem Lande, von dem Ihr sprecht, Herr,“ sagte sie, indem sie langsam die Worte hervorstieß, als ob in ihrem Gehirne eine schwere Arbeit vor sich ginge, „in diesem Lande, in dem es keine Sclaven giebt, muß man aber doch Diener haben, besonders Ihr, der Ihr ohne Zweifel sehr reich seid.“

„Wir haben in der That Diener,“ sagte Herr Duchauvelle lächelnd, „aber Diener, welche wir zahlen, und denen es freisteht, eine andere Stellung anzunehmen und uns zu verlassen, wenn es ihnen beliebt.“

„Nun wohl,“ sagte sie, indem sie lachte, wie die Neger pflegen, wenn sie eine große Freude empfinden, „behaltet Herr, ich bitte Euch, dieses Papier und dieses Gold, mein Sohn und ich, wir werden Eure Diener sein.“

„Wie, Ihr würdet einwilligen, Eure Heimath zu verlassen?“

„Ein Sclave hat keine Heimath, kein Vaterland,“ sagte sie traurig, „so wie Ihr, Herr! abgereist wäret, um nicht wiederzukehren, würde uns diese Freiheit, die Ihr uns so großmüthg geschenkt habt, sogleich wieder geraubt werden. Ihr kennt nicht die Weißen von Texas. Vollendet Euer edles Werk, laßt uns Euch folgen. Wer weiß, vielleicht werden einst die beiden elenden Schwarzen, die Ihr heute so edelmüthig rettet, die Schuld des Herzens, die sie in diesem Augenblicke gegen Euch eingehen, bezahlen. Im Namen von Allem, was Ihr liebt, Herr, laßt uns Euch in Eure Heimath folgen.“

„Es sei,“ sagte Herr Duchauvelle, gerührt durch diese so einfache und so wahre Ausdrucksweise, „nur erinnert Euch daran, daß Ihr mich nur in Folge Eures eigenen Entschlusses begleitet, und daß Ihr frei seid.“

„O! Herr, wir sind mehr Sclaven als je,“ sagte die Negerin, indem sie voll Glück lächelte, „denn jetzt sind wir Sclaven aus Dankbarkeit.“

Damit war Alles ohne weitere Erklärung zwischen diesen drei Personen festgesetzt.

Einige Tage später, als Herr Duchauvelle endlich seine Geschäfte beendigt hatte, reisten sie zusammen nach San-Domingo ab.

Die Neger sind in Allem leidenschaftlich, sie lieben oder sie hassen.

Ebenso wie sie furchtbare Raffinements der Grausamkeit zu erfinden wissen, um sich an denen zu rächen, die

sie hassen, ebenso ist ihre Ergebenheit ohne Grenzen, wenn ihre Dankbarkeit in's Spiel kommt.

Marcelin und seine Mutter erfüllten treulich das Wort, das sie so freiwillig gegeben hatten, sie waren voll rührender Sorgfalt für ihren Herrn, voll der zartesten Aufmerksamkeiten, und bei so mancher Gelegenheit hatte der Pflanzer Ursache sich zu seiner guten That Glück zu wünschen, was leider nur zu selten vorkommt.

Als die furchtbaren Ereignisse, welche wir weiter oben berichtet haben, stattfanden, beschloß Marcelin sich für seinen Herrn aufzuopfern, indem er in den Bund der Vaudoux trat, er vertraute diesen Plan seiner Mutter, diese umarmte ihn lächelnd, und sagte nur die zwei Worte zu ihm:

„Thue es."

Und gegen seinen Willen sah sich Duchauvelle genöthigt, den Willen des jungen Mannes gewähren zu lassen und sein Opfer anzunehmen.

Wir haben erzählt, welche harte Proben der arme Neger bestehen mußte, um in den Bund der furchtbaren Secte der Vaudoux aufgenommen zu werden, und wie er endlich vernichtet und fast ohnmächtig während der tollen Runde der Eingeweihten um den Käfich der heiligen Eidechse zu Boden gesunken war.

Am Morgen, als er wieder zum Bewußtsein kam, hatte Marcelin ängstlich und neugierig um sich geblickt.

Der junge Neger, obgleich schon civilisirt, hatte doch die wilden Instincte, welche der Race, der er angehörte, eigenthümlich sind, in ihrer ganzen Schärfe und Reinheit bewahrt.

So zum Beispiele, obgleich er allem Anschein nach allein war, und obgleich, so weit sein Blick nach allen Richtungen hin reichte, die Gegend vollkommen einsam schien, ließ er sich doch durch diese scheinbare Einsamkeit nicht täuschen, denn gleichsam durch innere Anschauung fühlte er sich durch unsichtbare Späherblicke beobachtet und ausspionirt, und die Schärfe dieser Blicke lastete gleichsam auf ihm.

Er erhob sich mit nachlässigem Wesen, streckte sich zwei oder drei Mal, wie ein Mann, der aus tiefem Schlafe erwacht, und schritt dann mit ruhigem, sicherem und ausgeruhtem Schritte gegen Leogano zu, indem er entschlossen den schwarzen Bergen, wohin er sich doch eigentlich begeben wollte und wohin zu gelangen er so große Eile hatte, den Rücken kehrte.

Er ging schon einige Minuten so fort, indem er halblaut ein kreolisches Liedchen trällerte und sich mit großer Mühe einen Weg durch das dichte Gestrüpp des Waldes von Artibonite bahnte, als plötzlich eine rauhe Stimme in sein Ohr drang und ein Mann so plötzlich vor ihm stand, als wäre er aus den Eingeweiden der Erde hervorgekommen.

„Du bist heute Morgens sehr heiter, Marcelin,“ sagte dieser Mann ironisch.

Der junge Neger blieb stehen, zuckte kaum bemerkbar zusammen, faßte sich jedoch bald wieder und hob mit ruhigem Gesichtsausdrucke seine Augen zu dem furchtbaren Manne, der ihn angesprochen hatte.

Floréal Apollo, in seine weiße Decke eingehüllt, stand finster und mit gekreuzten Armen vor ihm und betrachtete

ihn starr, während ein sardonisches Lächeln um die Winkel seiner dicken wulstigen und blutrothen Lippen spielte.

„Die Nacht war auch sehr angenehm für mich, Vater Baudou," erwiederte bestimmt und fast fröhlich der junge Mann, „und ich fühle mich diesen Morgen sehr zufrieden."

„Ah," sagte Floréal, indem er auf ihn einen glühenden Blick heftete, als ob er in die Tiefe seiner Seele dringen wollte, „Du findest, daß die Nacht sehr angenehm für Dich war!"

„Ja," erwiederte er, indem ein Ausdruck seltsamen Hasses die so schönen Züge seines Gesichtes entstellte, „und diese Nacht wird, wenn ich mich nicht täusche, andere noch angenehmere zur Folge haben."

Eine Pause von einigen Secunden trat ein.

„Was hat Dir denn Dein Herr gethan," fragte der Baudou, „daß Du ihn so sehr hassest?"

„Was er mir gethan hat? Du hast es ja selbst gesagt, Vater Baudou."

„Wieso?"

„Er ist mein Herr," sagte er mit gellem Lachen, indem er einen funkelnden Blick auf Floréal Apollo warf, der noch immer finster und unbeweglich vor ihm stand.

„Gut," murmelte dieser für sich, aber laut genug, um von dem jungen Manne gehört zu werden, „ich habe mich nicht getäuscht."

Dann fügte er laut hinzu: „Wo gehst Du jetzt hin?"

„Nach Leogano, um Tafia bei Mutter Nereine zu trinken."

„Ist das Alles?"

„Dann werde ich Julien, meiner Geliebten — Ihr

wißt ja, das hübsche Mädchen von Bizoton — einen kleinen Besuch machen."

„Du liebst Julie?"

„Ich will sie heirathen."

„Das ist nicht immer ein Beweis dafür," sagte der Vaudou mit ironischem Lachen. Dann fuhr er nach einer augenblicklichen Pause fort: „Höre, Du gefällst mir, kannst Du treu sein?"

„Ja, denen, die ich liebe."

Floréal Apollo sah ihn mit eigenthümlichem Blicke an.

„Und mich? liebst Du mich?" fragte er ihn barsch.

„Warum nicht, Ihr habt mir niemals etwas zu Leide gethan."

„Willst Du mir dienen?"

„Ich kann meinen Herrn nicht verlassen," antwortete Marcelin, indem er die Stirn runzelte.

„Sei ruhig, ich habe nicht die Absicht, Dich um Deinen Dienst zu bringen."

„Oh, dann willige ich ein."

„Du wirst mir treu sein?"

„Ja."

„Schwöre es bei der Eidechse."

„Ich schwöre es bei der Eidechse."

„Gut, Du weißt, zu was dieser Schwur Dich verpflichtet, mein Kind," sagte der furchtbare Neger mit einem Tone der Drohung, welcher den unerschrockenen jungen Mann unwillkürlich erschauern machte.

„Ich weiß es, und ich werde ihn halten, Vater Baudou," erwiederte er mit fester Stimme, indem er seine innere Aufregung beherrschte.

„Folge mir.“

„Gehe voraus, Vater Vaudou, wohin Du gehst, werde ich gehen, wo Du durchkommst, werde ich durchkommen. Auch ich bin ein Waldläufer.“

„Komm also, mein Kind.“

Floréal Apollo kehrte nun um und drang in den dichtesten und wildesten Theil des Waldes ein, indem er mit der Sicherheit und Schnelligkeit eines Mannes, der die Gegend, in der er sich befindet, vollkommen kennt, vorwärts drang.

Marcelin folgte entschlossen dem Neger, obgleich sein Herz bedrückt war und sich ein unbestimmtes Bangen seiner bemächtigt hatte.

Aber es war jetzt zu spät, um zurückzutreten, und so groß auch die Gefahren sein möchten, die er zu bestehen hätte, er mußte bis an's Ziel den Fußstapfen seines furchtbaren Führers folgen.

Uebrigens hatte der junge Neger, ohne alle Hintergedanken, sein Leben bereits zum Opfer gebracht. Sein Entschluß war unwiderruflich gefaßt, und nichts auf der Welt hätte ihn bewegen können, denselben aufzugeben.

XIV.

Die Festung der Vaudoux.

Die beiden Männer gingen so ungefähr eine Stunde in indischer Reihe, wie die Rothhäute der großen amerikanischen Prairien sagen, das heißt, indem sie keinem gebahnten Pfade folgten, indem sie Umwege auf Umwege machten, Kreise auf Kreise beschrieben, und immer tiefer

und tiefer mitten in diese üppige und mächtige tropische Natur eindrangen, deren majestätische Ruhe vor ihnen niemals durch den Schall menschlicher Schritte gestört worden zu sein schien.

Sie wechselten kein Wort miteinander.

Zwei oder dreimal hatte Marcelin versucht, ohne Zweifel, um seine vollständige Geistesruhe zu zeigen, mit leiser Stimme einige Noten eines kreolischen Liedchens zu trillern, aber bei jedem Versuch dieser Art hatte sein Führer, sein Gefährte, oder sein Herr, wie nun der Leser den furchtbaren Neger nennen mag, ihm mittelst einer Geberde gebieterisch Stillschweigen auferlegt.

Der junge Mann, obwohl er, wie er selbst gesagt hatte, ein entschlossener Jäger und ein geübter Landläufer war, hatte endlich unter diesen ungeheuern grünen Wölbungen, die ohne Unterbrechung aufeinander folgten, mitten unter den tiefen Gräben und den finstern und geheimnißvollen Lagunen, die sie überschritten, eingehüllt von einem furchtbaren Vorhange riesiger Bäume, deren Stämme immer enger und enger sich um ihn schlossen, vollständig seine Richtung verloren.

Der Himmel war unsichtbar und die Sonne abgeschwächt durch die dichten Lagen von Blätterwerk, welche ihre Strahlen nur mit Mühe durchdringen konnten, ließ unter das Laubdach nur ein fast dämmeriges Licht fallen, das kaum hinreichte, um die Wanderer ihre Richtung erkennen zu lassen.

Zuweilen lichtete sich das Blätterdach etwas, ein Sonnenstrahl schoß dann wie ein feuriger Pfeil hervor, indem er die Bäume mit schillernden Reflexen vergoldete,

aber einige Schritte weiter wurde die Dunkelheit nur um so dichter.

Sie gingen so vorwärts einer hinter dem anderen, ohne ein Wort mit einander zu wechseln, ohne sich eine Secunde auszuruhen.

„Halt," rief plötzlich Floréal.

Marcelin blieb stehen, und warf neugierige Blicke um sich.

Sie befanden sich in diesem Augenblicke an dem steilen Rande einer ungeheuren Felsspalte, welche wenigstens fünfzig Fuß breit war, und an der sich kegelförmige Felswände erhoben.

Am Grunde dieser Felsspalte hörte man, wenn man aufmerksam hinlauschte, den einförmigen Lärm eines unsichtbaren Gewässers.

„Hm," murmelte der junge Mann für sich, „wie sollen wir diese Lagunen überschreiten, das scheint mir nicht leicht; es wäre Wahnsinn, nur eine Secunde daran zu denken," fügte er hinzu, indem er sich über den Abgrund beugte, „auf den Grund hinabzusteigen, um auf der anderen Seite wieder heraufzuklettern, die Ränder sind steil wie die Mauern einer Festung."

Floréal betrachtete ihn einen Augenblick lang mit einem häßlichen Lächeln, dann bückte er sich, stöberte im Gebüsche herum und zog einen sehr langen, mit ziemlich starken Knoten versehenen und nach Seemannsweise in ein Tau zusammengedrehten Strick hervor, der dort verborgen war.

An dem äußersten Ende dieses Strickes befand sich ein starker Eisenhaken.

Der Neger rollte ein Ende dieses Strickes um den Stamm eines ungeheuren Wolldornes, der seine mächtigen Wurzeln gerade am Rande der Felsspalte geschlagen hatte, dann ließ er den übrigen Theil des Strickes in den Abgrund fallen.

„Das ist unser Weg," sagte er, mit finsterem Lachen sich an den jungen Mann wendend, der ihm mit Neugierde zusah.

„Meinetwegen," erwiederte dieser laconisch.

„Ich gehe voran," erwiederte Floréal, „Du wirst mir erst folgen, wenn ich es Dir sagen werde, aber halte Dich vor Allem gut an dem Stricke fest, wenn Du nicht einen Sturz von mehr als zweihundert Fuß thun willst. Hast Du Furcht, Kind?"

„Warum sollte ich Furcht haben, Vater Vaudou?" erwiederte er lachend. „Pah! kümmert Euch nicht um mich, und dann, habe ich es Euch nicht schon gesagt, daß ich überall dorthin gehen will, wohin Ihr geht?"

„Es ist gut, Du bist ein tapferes Kind," murmelte Floréal.

„Ihr habt das heute Nacht bei meiner Aufnahme vor Allen anerkannt," erwiederte kalt der junge Mann, indem er den Aermel seines Hemdes zurückstreifte, und seinen Arm zeigte.

„Es ist gut," sagte Floréal „und nun sieh zu!"

Der Neger warf sich am Rande des Abgrundes zu Boden, faßte den Strick, schleuderte sich zurück und verschwand in dem Schlunde.

Unwillkürlich warf der unerschrockene junge Mann einen argwöhnischen Blick um sich, der Gedanke zu ent-

fliehen, schoß durch seinen Geist, aber dieses Zaudern, diese Furcht war blitzschnell wieder verschwunden.

„Die Gefahr, wenn Gefahr da ist,“ sagte er zu sich selbst, „ist hinter mir und nicht vor mir, diese Wälder sind voll von Hinterhalten, jedes Blatt hat Augen, jeder Baumstamm Ohren, um mich zu belauschen, es ist besser unerschrocken vorwärts zu gehen.“

In diesem Augenblicke ertönte die Stimme Floréal's finster und gebieterisch aus der Tiefe des Abgrund es.

„Komm!“ rief sie.

„Wie Gott will,“ sagte entschlossen der muthige und treue junge Mann. „Pah,“ fügte er mit einem Lächeln hinzu. „Was ist's auch weiter, man stirbt nur einmal, wie meine Mutter zu sagen pflegt.“

Und nachdem er nach frommer Sitte das Zeichen des Kreuzes gemacht, und zwischen den Zähnen ein kurzes Gebet gemurmelt hatte, legte er sich auf den Boden nieder, wie er es von Floréal gesehen hatte, umfaßte entschlossen den Strick und begann hinabzusteigen.

Er fühlte bald, daß, um ihn das Hinabsteigen leichter und sicherer zu machen, der Strick von unten mit Kraft festgehalten wurde, diese Aufmerksamkeit beruhigte ihn vollends.

Das Licht, schon am Rande der Felsspalte sehr schwach, nahm rasch in dem Masse ab, als Marcelin weiter in das Innere derselben drang, bald befand er sich in vollständiger Finsterniß. Das Geräusch des Wassers wurde immer stärker und stärker, nichts desto weniger fuhr er fort hinabzusteigen. Das dauerte ungefähr acht Minuten.

Nach seiner Berechnung mußte er wenigstens in einer Tiefe von achtzig Fuß sein.

„Halt,“ rief plötzlich die Stimme Floréal's in sein Ohr, ohne daß es ihm möglich gewesen wäre den Neger zu sehen.

Ohne aus der Fassung zu gerathen, gehorchte Marcelin.

Der Baudou faßte ihn mitten um den Leib.

Marcelin ließ den Strick aus und er fühlte sich plötzlich heftig nach rückwärts gezogen.

„Das wäre geschehen,“ sagte der Neger.

„Wo sind wir,“ fragte neugierig der junge Mann.

„Das wirst Du sogleich sehen, warte nur, bis ich Licht gemacht habe.“

Floréal nahm ein Feuerzeug hervor und zündete eine Fackel von getheertem Holze an.

Der Schlund war plötzlich erleuchtet.

Der Ort, wo sie auf einem höchstens sechs Fuß breiten Vorsprunge stehen geblieben waren, war, wie Marcelin auf den ersten Blick erkannte, der Eingang zu einer natürlichen Grotte, welche sich in die Eingeweide der Erde zu vertiefen schien.

„Teufel,“ sagte der junge Mann mit einem herzlichen Lachen; „hier ist man vollkommen sicher vor Hinterhalten, dieser Versteck ist geschickt gewählt.

„Nicht wahr?“ sagte der Neger höhnisch.

„Sind wir endlich am Ziele?“

„Noch nicht.“

Floréal beugte sich über den Eingang zur Grotte, und begann auf eine eigenthümliche Art zu pfeifen.

Ein ähnlicher Pfiff anwortete ihm sogleich von der Höhe der Felsspalte und der Strick wurde von unsichtbaren Händen zurückgezogen.

„Aha, ich glaube, daß ich klug gehandelt habe, nicht zu zaudern und ehrlich herabzuklettern," murmelte der junge Mann, „ich habe mich nicht getäuscht, es waren Spione zwischen den Wolldornbäumen und Bananen versteckt."

„Folge mir," sagte Floréal.

„Wohin?"

„Hierher," sagte er, indem er auf eine Art von Platte sprang, welche sich vor der Grotte befand, und indem er seinem Gefährten bei dem Lichte der Fackel, die er in der Hand hielt, einen ungeheuren Bananenstamm zeigte, der quer über die Felsspalte gelegt war, und dessen entgegengesetztes Ende auf einem ähnlichen Vorsprunge ruhte, wie der, auf dem sie stehen geblieben waren, „hier müssen wir hinüber," fügte er mit dumpfer Stimme hinzu.

„Teufel," sagte der junge Mann mit einem heiteren Lachen. „Der Pfad ist enge und nicht sehr bequem, ich würde einen anderen vorziehen, Vater Vaudou."

„Was sagst Du?"

„Nichts," erwiederte er in demselben Tone, „hört nicht darauf, es ist eine einfache Bemerkung, ich habe die Gewohnheit mit mir selbst zu sprechen."

„Wie es Dir beliebt Kamerad! Nun aber höre mich wohl an: wir sind hier in einer Tiefe von hundert und zwanzig Fuß, das ist in der halben Tiefe der Felsspalte, deren Wasser Du unter uns siehst. Halt! blicke einmal hinab.

Der Neger zündete eine zweite Fackel an, und warf sie in den Abgrund, in den sie hinabsank, indem sie sich um

sich selbst drehte, und seltsame Lichteffecte auf den felsigen Wänden der Schlucht hervorbrachte.

„Aber das ist ja ein Höllenschlund,“ murmelte Marcelin, indem er unwillkürlich zusammenschauerte.

„Nichts Anderes,“ erwiederte Floréal kaltblütig. „Gieb gut Acht, ich gehe zuerst hinüber, der Weg ist ungefähr vierzig Fuß lang, nimm Dich wohl in Acht, daß Du auf demselben nicht strauchelst, denn Du wärest unrettbar verloren. Wenn ich auf der anderen Seite angelangt sein werde, werde ich die Fackel in die Höhe heben, und Du wirst nach derselben Deine Richtung nehmen. Hast Du mich verstanden?“

„Vollkommen!“

„Und Du wirst mir folgen?“

„Das versteht sich. Da Ihr Euch da drüben befinden werdet, werde ich Euch doch nicht allein lassen.“

„Nun wohlan! ich habe mich in Dir nicht getäuscht, Du hast Muth,“ sagte Floréal, diesmal mit beinahe freundschaftlicher Stimme.

Das war ein Fortschritt, der junge Mann gewann nach und nach Terrain in der guten Meinung seines seltsamen und finsteren Führers.

„Ich gehe,“ sagte Floréal.

Und er betrat den Baumstamm, auf dem er mit außerordentlicher Leichtigkeit und Sicherheit dahinschritt.

„Nur vorwärts,“ sagte Marcelin. Dann fügte er für sich hinzu: „Meiner Treu, dieser Dämon scheint geschworen zu haben, mich den Hals brechen zu lassen, wenn ich davon komme, kann ich von Glück sagen, aber bei dem allmächtigen Gotte, es soll nicht gesagt werden, daß ich zurückge-

blieben bin, übrigens ist es jetzt auch zu spät, um zurückzutreten. Pah! ich will ihm beweisen, daß mich nichts einschüchtern kann."

Bei diesem Worte betrat er ohne zu zaudern ja auch nur ohne sich zu besinnen mit beiden Füßen den Baumstamm, setzte im vollen Laufe über denselben, und kam kaum eine halbe Minute nach dem Baudou auf der anderen Seite desselben an.

Dieser betrachtete ihn einige Secunden lang mit einer Art wilder Bewunderung, die Waghalsigkeit des jungen Mannes verblüffte ihn.

„Gut, ich bin zufrieden mit Dir," sagte er, indem er ihm die Hand drückte.

„Ich glaube, daß ich endlich den Tiger gezähmt habe," murmelte der junge Mann für sich.

Floréal stieß seine Fackel in die Erde.

„Hilf mir diese improvisirte Brücke in den Abgrund zu werfen," sagte er, indem er einen starken hölzernen Hebel ergriff und einen zweiten Marcelin reichte.

„Aber hört doch einmal Vater Baudou, es scheint mir als ob wir uns auf diese Art den Rückzug abschnitten," bemerkte Marcelin.

„Ja aber wir verhindern Ueberraschungen, beruhige Dich nur, ich habe schon noch andere Wege. Uebrigens wird diese Brücke hergestellt sein, sobald es nöthig sein wird. Blicke um Dich."

„Das ist richtig," sagte nachlässig der junge Mensch, welcher erst jetzt gegen zwanzig schwere Balken bemerkte, welche auf der Plattform aufgeschichtet waren, und deren äußerste Reihe sich in der Dunkelheit verlor.

„Die Grotte uns gegenüber enthält eben so viele, mein Kind,“ sagte Floréal.

Der junge Mann senkte den Kopf, um ein spöttisches Lächeln zu verbergen und machte sich entschlossen an's Werk.

Fünf Minuten später stürzte der Baumstamm mit donnerähnlichem Gekrache in den Abgrund.

„Das wäre geschehen,“ sagte der Vaudou. „Komm, mein Kind, jetzt haben wir nichts mehr zu fürchten.“

„Vielleicht,“ murmelte Marcelin, indem er seinen Hebel wegwarf.

Sie drangen in die Grotte ein.

Eine lange Gallerie öffnete sich vor ihnen, diese Gallerie, die sehr hoch und ziemlich breit war, stieg, statt sich zu senken, mit einer kaum bemerkbaren Steigung.

Der Weg war ziemlich weit, er nahm fast eine halbe Stunde in Anspruch. Endlich gelangten die beiden Männer an einen Ort, wo ihnen plötzlich ein ungeheurer Felsblock den Weg versperrte.

Sie blieben stehen.

Floréal löschte seine Fackel, indem er sie auf den Boden warf und dort austrat.

Dann stützte er sich leicht gegen die Wand des unterirdischen Baues.

Plötzlich drehte sich der Fels ohne Geräusch um sich selbst, und ein helles Licht überströmte plötzlich die düstere Gallerie.

„Komm,“ sagte Floréal.

Sie gingen vorwärts.

Der Fels schloß sich augenblicklich hinter ihnen, und nahm wieder seinen früheren Platz ein, und das auf eine

so rasche und genaue Art und Weise, daß es dem jungen Manne, als er sich umdrehte, unmöglich war, den Ort, wo sie hereingekommen waren, zu erkennen, dem Anscheine nach gab es keine Fuge in der Felsmasse.

Die beiden Männer befanden sich auf einer ungeheuren Fläche von mehr als vierzig Meter im Umkreise, welche von allen Seiten von colossalen Felsmassen umgeben war.

In der Mitte dieser Fläche erhob sich ein Felsblock in Gestalt eines Kegels, und ragte in einer Höhe von mehr als hundert Fuß in die Luft.

An diesen Block gestützt und am Fuße dieses Kegels war eine Hütte gebaut.

Vor der Thür der Hütte saß ein altes Weib auf einer Bambusmatte, und beschäftigte sich damit Gemüse zu putzen, während sie einen Topf überwachte, dessen Inhalt an einem Feuer brodelte, welches einige Schritte vor ihr angezündet war. Dabei sah sie mit gutmüthigem und wohlwollendem Lächeln dem Spielen von drei jungen Mädchen von sechs bis sieben Jahren zu, welche sich fröhlich, mit der Sorglosigkeit ihres Alters auf dem freien Platze herumtrieben.

Dieses Weib war Roséide Suméra, die Königin der Vaudoux.

Marcelin empfand bei dem Anblicke der Kinder eine furchtbare Aufregung und ein schmerzlicher Schauer durchzuckte seinen ganzen Körper; er hatte mitten unter diesen unschuldigen Geschöpfen Marie Duchauvelle, die Tochter seines Herrn erkannt.

Das Kind stieß, als sie ihn erkannte, einen Freuden-

schrei aus, und lief alsogleich, seine Gefährten verlassend, auf ihn zu.

Der junge Mann, ganz vergessend, wo er sich befand, hob sie in seinen Armen empor, und preßte sie an seine Brust, indem er sie mit schmerzlicher Freude küßte, aber, indem er sich sogleich erinnerte, daß die geringste Unvorsichtigkeit hinreichen würde, um ihn zu verderben und zugleich das Kind seines einzigen Vertheidigers zu berauben, setzte er es sanft zu Boden und sagte so gleichgültig, als er es im Stande war: „Geh spielen, Kleine.“

Das Kind sah ihn traurig an, dann wandte es sich wieder zu seinen Gefährtinnen, ganz verwirrt darüber, daß seine Liebkosungen von dem jungen Manne, der ihr gewöhnlich so viel Freundschaft bezeugte, so kühl aufgenommen wurden.

„Ich habe geglaubt, daß Du das Kind ersticken wolltest,“ sagte mit finsterer Stimme Floréal, in dessen Blick blitzgleich ein Verdacht aufleuchtete.

„Vielleicht habe ich diesen Gedanken gehabt,“ erwiederte Marcelin, indem sein Gesicht wieder seinen gewöhnlichen Ausdruck annahm.

„Sei ruhig,“ erwiederte der Vaudou mit finsterem Lachen, „ich nehme die Hälfte Deiner Rache auf mich.“

„Ich danke Euch,“ erwiederte Marcelin mit einem Ausdrucke des Hasses, der Floréal täuschte.

„Du bist es also Marcelin, sei willkommen mein Freund,“ sagte die alte Negerin mit häßlichem Lächeln, indem sie aufstand und dem jungen Manne entgegenging.

„Guten Abend, Mutter Roseïde Sumera,“ erwiederte er, „Ihr lebt also hier?“

„Ich muß es wohl,“ erwiederte sie, „aber das wird sich bald ändern.“

Bei diesen Worten tauschte sie einen teuflischen Blick mit dem Vaudou aus.

„Ich habe Hunger,“ sagte dieser.

„In einem Augenblicke wird Alles bereit sein.“

„Also gute Alte, mache das Frühstück vollends fertig, während ich das Observatorium besteige,“ sagte Floréal.

Er gab Marcelin ein Zeichen, dieser folgte ihm.

Hinter der Hütte war eine rohe Stiege in den Felsen gehauen, die Stiege lief den Kegel entlang, bis ungefähr zwei Drittel seiner Höhe. Dort war eine Art von Gallerie von ungefähr sechs Fuß Breite angelegt, welche rings um den Felsen lief.

Diese schmale und gefährliche Gallerie nannte der König Vaudou pomphaft sein Observatorium.

Von dieser erhöhten Stellung beherrschte man nach allen Richtungen eine ungeheure Strecke, ohne daß etwas den Blick aufhielt.

Der junge Mann konnte bei dem Anblicke des herrlichen Panoramas, welches sich wie durch Zauberei plötzlich vor ihm aufrollte, einen Ausdruck der Bewunderung nicht zurückhalten.

„Nun bei Gott,“ rief plötzlich Marcelin außer sich vor Erstaunen, „aber Gott verzeihe mit Vater Vaudou, wir befinden uns ja hier auf dem Piton der Curidas.

„Ja,“ erwiederte gleichmüthig Floréal Apollo, „der Piton gilt für unersteiglich, das Geheimniß ist wie Du siehst gut bewahrt worden, denn seit den ersten Jahren, daß die Vaudoux sich auf der Insel von San-Domingo

festsetzten, ein Ereigniß, das in die ersten Zeiten der Sclaverei fällt, haben sie hier ihr Allerheiligstes errichtet, und bis heute hat Niemand auch nur einen Verdacht, daß sie hier ihre Festung haben. Glaubst Du mein Kind, daß es möglich sei, uns hier zu bezwingen?“ fügte er mit dem Ausdrucke unsäglicher Verachtung hinzu.

„O nein,“ rief der junge Mann mit schmerzlicher Ueberzeugung.

„Was vermögen die Weißen und die unwissenden Mestizen gegen die Anhänger der Eidechse?“ rief der Neger, indem er einen Blick des höchsten Stolzes um sich warf. „Bald wird die Stunde des Triumphes schlagen,“ fügte er hinzu, indem er die Arme mit drohender Geberde gegen die zu seinen Füßen in der Ebene zerstreuten Städte ausstreckte, während seine Züge einen furchtbaren Ausdruck annahmen, „und dann Wehe über unsere Feinde.“

Einen Augenblick lang herrschte Stillschweigen.

Marcelin betrachtete mit unsäglichem Schrecken diesen entsetzlichen Menschen, den er sich versucht fühlte für den Dämon des Bösen zu halten.

„Laß uns hinabsteigen,“ sagte nach Verlauf eines Augenblicks Floréal mit ruhiger Stimme, „Mutter Sumera giebt uns ein Zeichen, daß das Frühstück fertig ist,“ dann fügte er hinzu, indem er seine Hand schwer auf die Schulter des zitternden Negers legte: „ich habe Dir eine ausnahmsweise Probe meines Vertrauens gegeben, indem ich Dich hierher führte; Du kennst meine Macht; jede, auch die leiseste Unbesonnenheit wäre das Zeichen zu Deinem Tode, und würdest Du Dich in den Eingeweiden der

Erde verbergen, Du könntest meiner Rache nicht entrinnen."

Der junge Mann schauderte innerlich, aber er faßte sich fast alsogleich.

„Ich habe auf die heilige Eidechse geschworen," sagte er mit fester Stimme.

„Komm!" sagte der Vaudou, „nach dem Frühstücke sollst Du meine Absichten kennen lernen."

Sie stiegen hinab.

Die Alte saß allein am Eingange der Hütte.

Marcelin suchte mit unruhigem Blicke vergeblich die drei Kinder.

Sie waren während seiner Abwesenheit verschwunden.

Ohne Zweifel hatte sie die alte Negerin in die Hütte eingeschlossen.

XV.

Der Wolf und der Fuchs.

Das Frühstück war, obwohl vollkommen genügend, doch sehr bescheiden, es bestand nur aus in der Asche gerösteten Kartoffeln, einem Stück Rehbraten und einigen Bananen, und wurde mit Tafia und französischem Branntwein begossen.

Roseïde Sumera setzte sich nicht zu ihren Gästen, sie begnügte sich damit sie zu bedienen, dann zog sie sich zurück, um ihr Mahl für sich, wahrscheinlich in Gesellschaft der Kinder einzunehmen; denn, wie wir schon bemerkt haben, die armen kleinen Geschöpfe waren verschwunden.

Als der Appetit Marcelin's, der durch den Morgen-

marsch und besonders durch die höllische Bewegung, welche er während der vorhergehenden Nacht zu machen gezwungen war, sehr lebhaft angeregt war, — die Natur verliert nie ihre Rechte und ungeachtet des geheimen Schreckens, der ihm das Herz zusammenpreßte, starb Marcelin buchstäblich vor Hunger, — als also sein Appetit etwas befriedigt war, gab Floréal Apollo, der nie aufgehört hatte, ihn heimlich zu beobachten, und der, indem er ihn aufforderte zu essen, die auf einer hölzernen Platte vor ihn hingestellten Speisen kaum flüchtig und gleichsam nur aus Artigkeit berührt hatte, der alten Negerin ein Zeichen, auf welches sie sich sogleich in die Hütte zurückzog, und indem er eine ungeheure Rumflasche mit gewölbtem Bauche, welche neben ihm stand, am Halse faßte, schenkte er das Glas des jungen Mannes voll mit der verrätherischen Flüssigkeit.

„Nun da Du gegessen hast," sagte er mit einem verdächtigen Blicke, „mußt Du trinken."

„Ich bin gerne dazu bereit," sagte der junge Mann lachend, „und zwar um so lieber, als ich fast vor Durst sterbe."

„Nun da es so steht, so laß uns trinken auf Deine Gesundheit, Bruder," sagte Floréal, indem er mit seinem Becher an den Marcelin's anstieß.

„Auf die Eure Vater Vaudou," erwiederte Marcelin, ohne zu zucken, indem er in einem Zuge das Glas voll dieses furchtbaren Trankes hinabstürzte, und dann mit dem Ausdrucke der Befriedigung die Zunge gegen den Gaumen schnalzte.

„Wie schmeckt Dir das, Kamerad?" fragte Floréal mit häßlichem Lächeln.

„Ausgezeichnet, ich müßte lügen, wenn ich das Gegentheil behaupten wollte. Wenn ich mich nicht sehr täusche, so ist das echter Jamaica-Rum."

„Ja, und was mehr ist, er hat zweimal die Reise um die Welt gemacht."

„Ah, dann hat er mehr gereist, als ich," erwiederte Marcelin lachend.

„Das ist wahr, aber hast Du nicht auch schon Reisen gemacht, Kamerad?"

„Ich, meiner Treu, nein," erwiederte Marcelin mit der unbefangensten Miene, die er aufbringen konnte.

„Ich glaube, daß Du auf dem Festlande geboren bist," sagte der Vaudou, indem er ihm das zweite Glas noch voller als das erste goß. „Es scheint also, daß ich mich getäuscht habe."

„Das heißt," erwiederte der junge Mann, indem er sein leeres Glas auf die Erde, die als Tisch diente, niederstellte, „vor allem, was versteht Ihr unter Festland?"

„Nun, meiner Treu, Amerika, Texas, was weiß ich, mit einem Worte, Alles, was keine Insel ist."

Marcelin erhob den Kopf und betrachtete den Vaudou lächelnd und mit spöttischer Miene.

„Weit gefehlt, mein Wackerer," sagte er lachend.

„Wie so weit gefehlt?"

„Nun, und Afrika? Ist das etwa nicht auch Festland?"

„Allerdings, aber Du bist kein Afrikaner."

Der Neger lachte wieder, indem er den Kopf schüttelte und sein Glas hinhielt.

Floréal Apollo füllte es neuerdings bis zum Rande.

„Auf Euer Wohl, Gevatter! Der Rum — seht Ihr — ist besser als der Tafia, und der Teufel hole die, die das Gegentheil behaupten.“

Damit leerte er den Becher mit einem Zuge.

Die Trunkenheit machte rasche Fortschritte. Die Zunge des Negers wurde lallend, und seine Augen blitzten wie zwei Karfunkeln.

„Willst Du noch?“ fragte Floréal, der nur sehr mäßig trank und aufmerksam auf dem Gesichte Marcelin's die Verheerungen beobachtete, welche das mörderische Getränk auf demselben anrichtete.

„Immerzu!“ erwiederte Marcelin lustig.

Das Glas wurde neuerdings angefüllt und geleert.

Floréal schleuderte die durch diese zahlreichen und heftigen Angriffe leer gewordene Flasche weit von sich und entkorkte eine zweite.

„Also Du bist aus Afrika?“

Einige Minuten herrschte Stillschweigen, während dessen sich die beiden Männer gegenseitig mit schlauer Miene beobachteten.

„Kannst Du lesen?“ gab endlich Marcelin höhnisch zur Antwort.

„Nun, das will ich meinen,“ antwortete der Vaudou.

„Dann lies das.“

Und indem er den linken Aermel seines Hemdes emporstreifte, zeigte er seinen linken Arm, auf dem sich eine blaue Tätowirung befand.

Diese Tätowirung hatte ohne Zweifel eine geheimnißvolle Bedeutung.

Als Floréal sie erblickte, zitterte er, und indem er

hastig den Arm des jungen Mannes ergriff, betrachtete er denselben während zwei oder drei Minuten mit der gespanntesten Aufmerksamkeit.

„Wäre es möglich!“ rief er endlich voll Erstaunen aus.

„Aha!“ sagte der Neger, indem er zwei oder dreimal ernsthaft den Kopf schüttelte, „es scheint, daß Ihr begriffen habt.“

„Ja, ja,“ murmelte Floréal mit nachdenklicher Miene, „es ist das Zeichen des Kurrah!“

„Es ist noch etwas da.“

„Ich habe Alles entziffert. Du bist nicht nur ein Kind Ardrah's, sondern Du trägst auch das Abzeichen eines der höchsten Häuptlinge des Kurrah. Und noch so jung!“ fügte er hinzu, indem er seinen Kopf voll Erstaunen auf die Brust sinken ließ.

Marcelin schlug den Aermel seines Hemdes wieder zurück und sprach, indem er den Vaudou hochmüthig anblickte, mit gebieterischem und verächtlichem Tone:

„Was hat das Alter damit zu schaffen? Weißt Du nicht, Du, der König der Vaudoux, daß der Kurrah die einzige Macht ist, der die Kinder des glühenden Afrika gehorchen, und daß die Obis, die von ihrer Geburt an der Schlange geweihten Häuptlinge, in directer Erbfolge auf einander folgen.“

„Du hast Recht, ich hatte es vergessen. Sieh her,“ fügte er lebhaft hinzu, indem er seinen linken Arm ausstreckte, auf dem dasselbe Zeichen eingeätzt war, „auch ich bin ein Obi.“

„Ich wußte es,“ erwiederte Marcelin, „sonst hätte ich mich Dir nicht entdeckt.“

„Das ist richtig, wir sind Brüder. Aber, wenn dem so ist, warum hast Du Dich, anstatt Dich zu erkennen zu geben, um die Aufnahme beworben und den Proben unterworfen.“

„Weil ich vor den Augen der Eingeweihten der niederen Grade die hohe Kaste, welcher ich angehöre, nicht enthüllen wollte.“

Floréal beugte das Haupt.

„Zu trinken!“ rief Marcelin, indem er neuerdings seinen Becher hinhielt.

Der Vaudou beeilte sich zu gehorchen, das Glas wurde neuerdings gefüllt.

„Hast Du mich noch im Verdachte des Verrathes?“ fragte Marcelin, bevor er das Glas an die Lippen setzte.

„Verzeihung, Bruder, ich kannte Dich nicht, Deine Stellung bei unseren Feinden machten meine Zweifel an Deiner Ehrlichkeit erklärlich.“

„Der stärkste Geist hat seine schwachen Augenblicke, übrigens hättest Du besser als irgend Jemand wissen sollen, daß da, wo die Kraft nicht ausreicht, die List angewendet werden muß.“

„Ich habe Unrecht gehabt, ich gestehe es ein. Aber jeder Andere an meiner Stelle, welcher wie ich nicht gewußt hätte, welcher hohen Kaste Du angehörst, hätte ebenso gehandelt, wie ich es gethan, und bei alledem kannst Du nicht läugnen, daß ich Dir einen großen Beweis von Vertrauen gegeben habe, indem ich Dich hierherführte.“

„Vielleicht, Vater Vaudou. Aber wer weiß, in welcher Absicht Du mich in Deine Festung führtest, und was

später geschehen wäre, wenn ich mich nicht zu erkennen gegeben hätte."

„Du hättest wahrscheinlich diesen Ort nicht lebend verlassen," erwiederte Floréal mit Bestimmtheit.

„Den schönsten Dank für Dein Vertrauen!" sagte Mercelin lachend. „Und jetzt?"

„Jetzt sind meine Geheimnisse die Deinen. Du sollst Alles wissen."

„Du hast mir also etwas mitzutheilen?" fragte nachlässig der junge Mann.

„Ja, und deshalb habe ich Dich in die Festung geführt. Uebrigens warum sollte ich es Dir länger verschweigen, meine Absicht, als ich Dich hierher führte, war, Dich plaudern zu machen."

„Indem Du mich berauschtest," sagte der junge Mann, indem er sein Glas hinhielt, welches der Andere anfüllte, „und wenn ich gesprochen hätte?"

„So hätte ich Dich augenblicklich getödtet, Bruder, wenn ich in Deinen Zügen die leiseste Spur von Zögerung oder auch nur von Aufregung entdeckt hätte," antwortete der König der Vaudoux kaltblütig.

„Höre," sagte der junge Mann, indem er sein Glas leerte und es dann mit zitternder Hand zu Boden setzte, denn die Trunkenheit begann sich seiner zu bemächtigen, „höre, denn auch ich habe Dir etwas mitzutheilen, Bruder, Du hast Dich zu sehr beeilt zu handeln, Deine Rache ist nicht vollständig, sie ist nur zur Hälfte gelungen; von den zwei Frauen, die Du getroffen hast, ist nur die eine todt."

„Welche," rief Floréal lebhaft.

„Martha Colette, die Frau des Herrn Duchauvelle, des Pflanzers von Jeremias.“

Floréal stieß einen Seufzer der Befriedigung aus, sein Auge schoß einen wilden Blitz.

„Fahre fort,“ sagte er, indem sein Gesicht wieder seinen finsteren und gleichgültigen Ausdruck annahm.

„Das berauschende Gift, welches Du Lucien Dornès beigebracht hast, hat nicht so schnell gewirkt, als Du erwartetest.“

„Nein,“ erwiederte Floréal kaltblütig.

„Nach seinem Sturze in den Teich, als er von Herrn Colette aus demselben gezogen wurde, war ich gegenwärtig, ich war es, der ihm die erste Hülfe leistete.“

„Und . . .“

„Er ist nicht zum Bewußtsein gekommen, denn unter dem Vorwande ihm Hülfe zu leisten habe ich seine Nasenlöcher mit giftigen Substanzen eingerieben.“

„Du hast das gethan, Bruder.“

„Ich habe es gethan.“

„Ich danke Dir, Du hast uns gerettet, denn er hatte unser Geheimniß entdeckt.“

„Ich weiß es, aber dieses Geheimniß ist mit ihm begraben, Du allein kennst es jetzt.“

„Nein, mein Bruder nicht ich allein, dieses Geheimniß will ich mit Dir theilen,“ rief der König der Vaudoux mit einem Ausdrucke von Offenheit aus, dessen ihn Niemand für fähig gehalten hätte.

„Wie Du willst,“ antwortete der junge Mann sorglos, „ich lege durchaus keinen Werth darauf, Bruder; ich

diene der Eidechse, wie es meine Pflicht ist, und wie mein Herz es befiehlt, Alles übrige geht mich nichts an."

„Bruder, wir Beide sind die einzigen Obis auf Haiti, das Geheimniß, welches ich in meinem Herzen einschließe, ist schwer zu tragen, ich will es mit Dir theilen, es muß sein, und ich will es."

„Höre erst noch, ich bin noch nicht zu Ende."

„Sprich!"

„Herr Duchauvelle, mein Herr, hat geschworen an Dir eine furchtbare Rache zu nehmen."

„Ich fürchte ihn nicht."

„Das glaube ich, aber er hat den Präsidenten Geffrard für sich zu gewinnen gewußt."

„Der Präsident Geffrard, für so allmächtig er sich auch halten mag, wird bald so viel mit seinen eigenen Angelegenheiten zu thun bekommen, daß ihm die Lust vergehen soll, sich selbst um die seiner intimsten Freunde zu kümmern," erwiederte der Häuptling der Vaudoux mit finsterem Lachen.

„Ich verstehe Dich nicht."

„Das ist möglich, aber Du wirst mich bald verstehen, fahre fort."

„Soldaten sind in allen Dörfern, in allen Weilern in Hinterhalt gelegt, sie umzingeln den Wald von Artibonite, andere sind auf dem Marsche begriffen, um sich mit ihnen zu vereinigen."

„Wie groß auch immer die Anzahl dieser Soldaten sei, merke Dir es, mein Bruder, wir werden unbemerkt durch ihre Reihen schlüpfen. Wenn der Vaudou pfeifen wird, wird die Macht der farbigen Männer in den Staub

sinken. Der Vaudou vermag Alles. Ich wußte das, was Du mir jetzt sagtest, schon seit gestern."

„Und sind Deine Vorsichtsmaßregeln getroffen?"

„Alle. Die Kinder der Eidechse sind auf ihrer Hut. Wenn die Stunde schlagen wird, werden sich auf ein Signal, welches von dem Piton der Curidas gegeben wird, die Vaudoux in Masse erheben, sie werden plötzlich von allen Ecken der Insel zugleich hervorbrechen und sie werden die Farbigen so behandeln, wie ihre Väter einst die Weißen aus Europa behandelt haben." Dann fügte er mit dem Ausdrucke wilder Majestät hinzu, der Marcelin innerlich vor Schrecken erstarren machte, „dann wird es keinen Unterschied der Kasten und Farben mehr geben, Haiti wird frei sein, und für immer den Negern gehören."

„Das ist ein schöner Traum," sagte der junge Mann, indem er mit nachdenklicher Miene den Kopf schüttelte. „Unglücklicher Weise ist der Erfolg..."

„Unfehlbar,„ unterbrach ihn der Vaudou mit Feuer. „Verstehe mich wohl, mein Bruder. Unsere Anhänger umgeben Geffrard. Ohne daß er es ahnt, ist er von ihnen in seiner Hauptstadt genau bewacht, nicht nur die hervorragendsten Officiere des Heeres, sondern auch die hohen Würdenträger der Civilverwaltung sind für unsere Sache gewonnen."

„Ein von so vielen Personen gekanntes Geheimniß hört auf eines zu sein. Nimm Dich in Acht, mein Bruder."

„Du hättest Recht, Bruder, wenn es so wäre, wie Du voraussetzest; aber unsere Genossen sind nur die Arme, welche zuschlagen, und nicht die Köpfe, welche denken, sie kennen nur die Oberfläche der Verschwörung, alle bilden

sich ein, daß die Verschwörung zu Gunsten des Kaisers Soulouque ist."

„Und ist denn nicht wirklich die Rede davon, ihn auf seinen Thron zurückzuführen? Soulouque hat sich während der ganzen Zeit seiner Regierung als ein ergebener Sohn der Eidechse gezeigt."

„Soulouque! Soulouque! Das ist ein wildes Thier, ein Blödsinniger ohne Thatkraft und Muth, er soll uns als Fahne dienen, das ist Alles," rief Floréal mit dem Ausdrucke der Verachtung.

„Soulouque hat aber trotzdem viele Freunde, Bruder!"

„Er hatte deren, als er mächtig war, aber heut zu Tage ist er verlassen und das, was er nicht gewagt hat für den Vaudou zu thun, wird der Vaudou diesmal für sich selbst thun, hat er denn nicht einen König?"

Bei dieser so stolzen und so bestimmt ausgesprochenen Enthüllung blickte Marcelin unwillkürlich Floréal Apollo mit einem Ausdrucke der Bewunderung an, welche den Neger täuschte.

„Ich verstehe," sagte der junge Mann, „die Eidechse wird herrschen."

Der König der Vaudoux senkte das Haupt mit finsterem Lächeln.

„Ich wiederhole es," sagte Marcelin, indem er langsam den Kopf schüttelte, „das ist ein schöner Traum; aber hüte Dich vor dem Erwachen, denn es kann schrecklich werden, bedenke, Bruder, daß in den bestausgesonnenen Plänen noch immer dem Zufalle Raum gelassen ist."

„Dem Zufalle?"

„Ja, dem Zufalle, diesem blinden Helfershelfer des Geschickes, der oft die feinst ersonnenen Combinationen scheitern macht. Die menschliche Voraussicht, so groß sie auch sein mag, hat Grenzen, die sie nicht überschreiten kann; der Verrath weiß alle Gestalten, alle Formen, die verschiedensten Gesichter anzunehmen. Wenn man sich verschwört, so ist oft der Freund, dessen man am sichersten zu sein glaubt, derjenige, der am meisten zum Verrathe geneigt ist. Erinnere Dich auch Bruder, was diese christlichen Priester lehren. Christus wurde durch einen seiner geliebtesten Schüler verrathen."

Der Vaudou runzelte die Stirne.

„Beruhige Dich, mein Bruder," sagte er mit düsterer Stimme, „ich habe keinen Mitschuldigen, der mich verrathen könnte; da ich allein mein Geheimniß besitze, so bin ich folglich auch allein Herr desselben."

„Wenn dem so ist, so wünsche ich Dir aufrichtig Glück dazu!" sagte Marcelin mit dem Ausdrucke unbemerkbaren Spottes. „Glaube mir mein Bruder, bewahre sorgfältig dieses furchtbare Geheimniß in Deinem Herzen, was mich betrifft, so will ich nichts wissen."

„Aber..."

„Nein," erwiederte Marcelin, indem er schwerfällig aufstand, „ich bin ein einfacher Soldat der Eidechse und ich will nichts Anderes, nicht mehr sein. Wenn der Augenblick des Handelns gekommen sein wird, wirst Du mich an Deiner Seite finden, bereit Dich mit allen meinen Kräften zu unterstützen, bis dahin will ich nichts hören. Und nun nur noch einen letzten Rath!"

„Welchen."

„Trachte, daß die Stunde der Befreiung der Kinder der Eidechse bald schlage. Geffrard hat geschickte Spione.“

„Den wie vielten des Monats haben wir,“ fragte Floréal.

„Heute?“

„Ja!“

„Wozu diese Frage,“ antwortete der junge Mann erstaunt.

„Antworte mir,“ sagte der Vaudou mit Hartnäckigkeit.

„Wir haben den zwanzigsten December.“

„Nun wohl, Bruder, freue Dich, denn der Vaudou wird ein schönes Weihnachtsfest feiern, das verspreche ich Dir.“

„Unter Anderem,“ sagte Marcelin, „nicht wahr in der Weihnachtsnacht soll ein großes Opfer stattfinden?“

„Ja, weißt Du nicht, daß das der Gebrauch ist?“

„Gewiß weiß ich es.“

„Nun also, warum fragst Du dann?“

„Weil ich, wie es mein Recht ist, mein Privilegium als Obi, das heißt die Stelle des ersten Opferers verlange; habe ich Dir nicht gesagt, daß auch ich mich zu rächen habe?“

„Deine Rache ist hier,“ sagte Floréal, indem er mit einer düsteren Handbewegung auf die Hütte deutete, „Du sollst den Platz, welchen Du verlangst, haben, jedoch unter zwei Bedingungen.“

„Was sind das für Bedingungen?“

„Du mußt es unternehmen,“ sagte Floréal, indem er ein gesiegeltes Couvert aus seinem Gürtel zog, „diesen Brief dem Obersten Brazier zu übergeben.“

„Dem ersten Adjutanten des Präsidenten?“

„Ja; ich habe Niemanden, dem ich ihn anvertrauen könnte.“

„Hm! ich fürchte, daß Du mich da in eine böse Geschichte verwickelst?“

„Der Brief ist in einer Weise abgefaßt, die Dich nicht compromittiren kann.“

Marcelin schien zu zögern.“

„Du weigerst Dich, Du, ein Obi?“

„Nun denn, da Du es durchaus willst, so gieb mir den Brief,“ rief Marcelin, indem er plötzlich einen Entschluß zu fassen schien, „aber Du versprichst mir, daß mich derselbe in keine Gefahr bringt?“

„Gewiß nicht, ich schwöre es Dir.“

„Und die zweite Bedingung?“

„Du wirst in meinem Namen dem Fräulein Angela Colette sagen, daß ich sie heute Abend sprechen will.“

„Was das betrifft, so kannst Du ruhig sein, sie wird nicht kommen.“

„Da täuschest Du Dich, Bruder, sie wird kommen,“ sagte Floréal mit einem Lächeln von seltsamem Ausdrucke, „sie wird von Dir allein begleitet in der Schlucht der Pointe-noire genau um zehn Uhr erscheinen.“

„Du bist toll, sie wird niemals einwilligen, sich Dir so auf Gnade und Ungnade zu ergeben.“

„Sie wird keine Gefahr laufen, ich schwöre es Dir bei der heiligen Eidechse, aber ich wiederhole es Dir Bruder, sie muß kommen; ich will mit ihr sprechen, wenn sie mich angehört hat, soll es ihr freistehen auf die Plantage ihres Bruders zurückzukehren.“

„Ich nehme es nicht auf mich, sie zu diesem Schritte zu bewegen.“

„Meinetwegen, aber Du wirst doch meine Botschaft an sie bestellen?“

„Das schwöre ich Dir.“

„Ich danke Dir.“

„Aber ich stehe für Nichts.“

„Das ist meine Sache.“

„Gut, das ist mir lieber Was soll ich ihr sagen?“

„Du sollst ihr sagen...“

Floréal schien zu zögern.

„Doch nein,“ rief er nach einem augenblicklichen Stillschweigen aus, „es ist besser, wenn ich ihr schreibe.“

„Das ist mir auch lieber,“ sagte der junge Mann höhnisch, „ich habe dann gar keine Verantwortlichkeit.“

Der Vaudou trat, ohne ihm zu antworten, rasch in die Hütte.

Marcelin setzte sich auf den Boden nieder und begann wieder ruhig zu trinken.

Nach Verlauf einer Viertelstunde erschien Floréal, einen Brief in der Hand haltend.

Der junge Mann stand taumelnd auf.

„Das ist mir lieber,“ sagte er mit stammelnder Zunge, als ob er eine Aufgabe hersagte, „ich habe dann gar keine Verantwortlichkeit.“

Er nahm deu Brief und verbarg ihn sorgfältig in seinen Gürtel.

„Du wirst Dein Wort halten?“ fragte Floréal.

„Ich schwöre es Dir.“

„Nun Vater Baudou, ein letztes Glas Rhum, und dann lebe wohl!“

„Du hast genug getrunken, Du bist betrunken.“

„Ich weiß es,“ erwiederte Marcelin lachend, „aber pah! siehst Du ein Glas mehr oder weniger wird keinen großen Unterschied mehr machen in dem Zustande, in dem ich mich befinde; und dann ist ja der Rhum der Freund des Menschen, das ist bekannt. Schenke ein, Bruder, und fürchte nichts, ich stehe Dir dafür, Dein Auftrag wird besorgt und noch dazu gut besorgt werden.“

Floréal schenkte ihm achselzuckend noch ein Glas ein.

„So sind die Neger,“ murmelte er, indem er ihn mit verachtungsvoller Miene trinken sah, „mit Tafia und Rhum macht man aus ihnen, was man will.“

„Nun,“ sagte Marcelin, indem er sich den Mund abwischte, „jetzt auf den Weg!“

„Folge mir.“

Der Baudou ging hinter die Hütte und legte seine Hand auf einen Felsen, und ein ungeheurer Block löste sich los und drehte sich in unsichtbaren Angeln.

„Hm!“ sagte Marcelin, indem er das Chaos von Felsen betrachtete, welches sich zu seinen Füßen ausdehnte. „Das Herabsteigen ist gerade nicht sehr bequem.“

Er stolperte und hielt sich instinctmäßig an einer Granitmauer fest.

Floréal betrachtete ihn zwei oder drei Minuten lang aufmerksam.

„Du bist zu betrunken, Du würdest Dir den Hals brechen,“ sagte er, „steige auf meinen Rücken.“

„Wie, Du wolltest...“

„Thue, was ich Dir sage, fühlst Du denn nicht, daß Du Dich kaum auf den Beinen erhalten kannst.“

„Da Du es verlangst.“

Marcelin setzte sich dem Vaudou auf die Schulter. Der Weg hinab war in der That sehr halsbrecherisch, besonders für einen Betrunkenen.

Ungeachtet seiner Gewandtheit und seiner herkulischen Stärke, strauchelte Floréal mehrmals, er war mehrmals gezwungen sich an hervorspringenden Felsstücken anzuhalten, um nicht auf den Grund des ungeheuren Abgrundes hinabzurollen, der zu seinen Füßen gähnte.

Endlich erreichten sie die Ebene.

„Steige herab, wir sind unten,“ sagte Floréal.

Marcelin antwortete nicht, ungeachtet aller Gefahren des Herabsteigens war er auf dem Wege ganz ruhig eingeschlafen.

Floréal legte ihn an dem Fuße eines Baumes zu Boden, der junge Mann stieß einige unarticulirte Laute aus, aber er rührte sich nicht.

„Er ist voll, wie ein Zuckerfaß,“ sagte der Vaudou. „Diese Kinder, das versteht nicht zu trinken. Pah! desto besser, in zwei Stunden wird er sich an nichts mehr erinnern; es müßte mit dem Teufel zugehen, wenn er erwacht, im Stande sein sollte, den Weg zu dem Piton wiederzufinden.“

Nachdem er den jungen Mann am Fuße eines ungeheuren Wolldornbaumes mit dem Kopfe im Schatten und den Füßen in der Sonne zurecht gelegt hatte, stieg Floréal wieder aufwärts; am Gipfel des Hügels angekommen blickte er hinab.

Der junge Mann schlief noch immer.

„Gute Nacht!“ rief lachend Floréal.

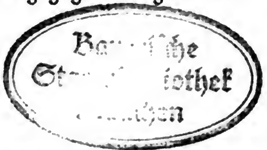
Er trat nun auf die Plattform des Piton, und ließ den Felsen zurückgleiten, der alsogleich seine frühere Stelle wieder einnahm.

Kaum war der Vaudou verschwunden, als Marcelin auf die Beine sprang und ein fröhliches Gelächter ausstoßend, rief:

„Diese Kinder! das versteht nicht zu trinken. Sei ruhig, sei ruhig, Dämon, ich kenne jetzt Deine Höhle.“

Jede Spur der Trunkenheit war wie durch Zauberei von seinem Antlitze verschwunden.

Er trat mit sicherem Schritt den Weg durch das Gehölz in der Richtung gegen Leogano an.



Ende des ersten Theiles.





